ISSN 0259-7446
€ 4,80

medien & zeit

Kommunikation in Vergangenheit und Gegenwart

Thema:
Journalismus als Frauenberuf

Stellung der Frau in der Wiener Tagespresse

Typologie des Frauenjournalismus um 1900

Kulturimperialismus der Leonore Nießen-Deiters

Viele Leben in einem: Bella Fromm

Marianne Lunzer-Lindhausen zum 90. Geburtstag

3/2009

Jahrgang 24

medien & zeit

Inhalt

Die Stellung der Frau in der Wiener Tagespresse der Ersten Republik
Ein Beitrag zur Entwicklung des tagesaktuellen Journalismus in Österreich 4
Josef Seethaler / Christian Oggolder

Keine „quantité négligeable"
Typologie des Frauenjournalismus um 1900 ... 17
Barbara Duttenhöfer

„Pioniere unseres Volkssturms"
Kulturimperialistische Agitation der deutschen Journalistin Leonore Nießen-Deiters im frühen 20. Jahrhundert 28
Wolfgang Gippert

Bella Fromm
Viele Leben in einem: Societylady, Journalistin, Bestsellerautorin im Exil 38
Nea Matzen

Rezensionen 54

Marianne Lunzer-Lindhausen zum 90. Geburtstag 64
Wolfgang Duchkowitsch / Hannes Haas

Impressum

Medieninhaber, Herausgeber und Verleger:
Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)", Schopenhauerstraße 32, A-1180 Wien
http://www.medienundzeit.at

© Die Rechte für die Beiträge in diesem Heft liegen beim „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)"

Vorstand des AHK:
Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Duchkowitsch (Obmann),
a.o. Univ.-Prof. Dr. Fritz Hausjell (Obmann-Stv.),
Mag. Gaby Falböck (Obmann-Stellvertreterin),
Mag. Bernd Semrad (Geschäftsführer),
Mag. Christian Schwarzenegger (Geschäftsführer-Stv.),
Mag. Gisela Säckl (Schriftführerin),
Dr. Erich Vogl (Schriftführer-Stv.),
Mag. Marion Linger (Kassierin),
Dr. Norbert P. Feldinger (Kassier-Stv.)

Redaktion:
Wolfgang Duchkowitsch, Christian Schwarzenegger

Gastherausgeberschaft:
Susanne Kinnebrock

Layout:
Christian Schwarzenegger

Redaktion Buchbesprechungen:
Gaby Falböck

Korrespondenten:
Prof. Dr. Hans Bohrmann (Dortmund),
Prof. Dr. Hermann Haarmann (Berlin),
Prof. Dr. Ed Mc Luskie (Boise, Idaho),
Prof. Dr. Arnulf Kutsch (Leipzig),
Prof. Dr. Markus Behmer (Bamberg),
Prof. Dr. Rudolf Stöber (Bamberg)

Druck:
Buch- und Offsetdruckerei Fischer, 1010 Wien, Dominikanerbastei 10

Erscheinungsweise:
medien & zeit erscheint vierteljährlich

Bezugsbedingungen:
Einzelheft (exkl. Versand): € 4,80
Doppelheft (exkl. Versand): € 9,60

Jahresabonnement:
Österreich (inkl. Versand): € 17,60
Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): € 24,00

StudentInnenjahresabonnement:
Österreich (inkl. Versand): € 12,80
Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): € 19,20

Info und Bestellung unter **abo@medienundzeit.at**

Bestellung an:
medien & zeit,
Schopenhauerstraße 32, A-1180 Wien
oder über den gut sortierten Buch- und Zeitschriftenhandel

ISSN 0259-7446

Editorial

Dieses Heft ist die zweite von zwei *medien&zeit*-Ausgaben, die sich mit dem Journalismus als Frauenberuf befassen und Marianne Lunzer-Lindhausen, der Pionierin der Erforschung historischer Frauenzeitschriften, als Festgabe zum 90. Geburtstag gewidmet sind. Eine Würdigung der Jubilarin von Wolfgang Duchkowitsch und Hannes Haas findet sich auf Seite 64.

Angeregt wurden die beiden Hefte durch die vermeintliche Absenz von Frauen in einer entscheidenden Phase der Journalismusgeschichte – dem ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert, als sich der moderne, arbeitsteilige Journalismus in westlichen Industrieländern institutionalisierte. Die rege Resonanz, die wir auf unseren CfP „Journalismus als Frauenberuf – historische Perspektiven" erhielten, und die große Zahl an Aufsätzen, die von den Peers zur Publikation empfohlen wurden, führen nicht nur die rege Forschungstätigkeit auf diesem Feld vor Augen. Die Beiträge verdeutlichen zudem, dass Frauen sehr wohl auch frühe Phasen des Journalismus mitgeprägt haben. So scheinen es primär historiographische Prioritätensetzungen oder sogar Blindstellen zu sein, die den Blick auf den Journalismus als Frauenberuf bislang verstellten. Indem hier aktuelle Erkenntnisse und aus verschiedenen Ländern zusammengeführt werden, will *medien&zeit* dazu beitragen, eine gravierende Forschungslücke etwas zu verkleinern.

Während sich das erste Heft grundsätzlich der Frage widmete, warum Journalistinnen so selten in den Fokus kommunikationshistorischer Forschung gerieten, und dabei internationale Perspektiven aufzeigte, fokussiert das vorliegende Heft auf den deutschsprachigen Raum. Dabei wird die Berufssituation von Frauen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts sowohl kollektiv- als auch einzelbiographisch beleuchtet.

Das Fehlen kollektivbiographischer Studien wird in der journalismushistorischen Forschung oft beklagt. Umso erfreulicher ist es, dass Josef Seethaler und Christian Oggolder eine Bestandsaufnahme von Wiener Journalistinnen vorgenommen haben, die in der Ersten Republik für tagesaktuelle Medien schrieben. Dabei können die Autoren aufzeigen, dass entgegen bisheriger Annahmen Journalistinnen in Österreich nicht

stärker marginalisiert wurden als in anderen europäischen Ländern. Einstiegschancen für Frauen scheinen sich insbesondere bei Blättern mit linker bzw. linksliberaler Blattlinie ergeben zu haben. Da Josef Seethaler und Christian Oggolder nicht nur Blattlinien, sondern auch die sich wandelnden Marktposition der jeweiligen arbeitgebenden Zeitungen berücksichtigen, können sie eindrücklich zeigen, dass Frauen vor allem dann Eingang in die Redaktionen fanden, wenn sich Blätter neu am Markt positionieren und dabei gezielt das weibliche Publikum ansprechen wollten. Auch die gängige Annahme der Ghettoisierung, gemeint ist die Beschränkung von Journalistinnen auf solche Ressorts, die sich ausschließlich an Frauen und Kinder richteten, konnten Seethaler und Oggolder nicht bestätigen. Primär waren die Journalistinnen der Wiener Tagespresse für das Kulturressort zuständig, aber auch im Politikressort zeigten sie Präsenz.

Die Zeit vor der Ersten bzw. Weimarer Republik behandelt Barbara Duttenhöfer, die eine Typologie des Frauenjournalismus um 1900 erstellt hat. Mit Bezug auf das weite Konzept journalistischer Arbeit, das auch Sophie Patakys Lexikon *Frauen der Feder* (1898) zugrunde liegt, untersucht sie die Beiträge von weiblichen Journalistinnen für die illustrierte Beilage der *Gartenlaube* mit dem Titel *Die Welt der Frau*. Dabei zeigt sich nicht nur, dass in den ersten beiden Dekaden des 20. Jahrhunderts eine große Zahl an Frauen für *Die Welt der Frau* arbeitete – keine „quantité négligeable". Darüber hinaus waren die Tätigkeiten dieser frühen Journalistinnen so vielfältig, dass Barbara Duttenhöfer allein für *Die Welt der Frau* acht Typen des Frauenjournalismus extrahieren konnte.

Das frühe 20. Jahrhundert steht auch im Zentrum der Analyse von Wolfgang Gippert. Er hat Leonore Nießen-Deiters Reiseberichterstattung aus Südamerika daraufhin untersucht, wie sie in ihren Darstellungen des Fremden, das Eigene vom Fremden abgrenzte und somit nationalkulturelle Vorstellungen kultivierte. Damit wir ein weiterer Mosaikstein geliefert, wie die erst jüngst in den Fokus der Forschung gelangten nationalkonservativen Publizistinnen sich am politischen Diskurs in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts beteiligten. Heute eher unbekannte Publizistinnen wie Leonore Nießen-Deiters leisteten sehr wohl einen Beitrag zur Formierung und zum Formulieren des radikalen Nationalismus und des antidemokratischen Denkens.

Der letzte Beitrag widmet sich einem der vielen Opfer von Nationalismus und Antisemitismus – der Berliner Gesellschaftsjournalistin Bella Fromm. Ihre Tätigkeit wurde nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten 1933 zunächst stark eingeschränkt, 1938 ging Bella Fromm dann ins US-amerikanische Exil. Nea Matzen arbeitet anhand des in New York lagernden Nachlasses Bella Fromms heraus, dass der Gesellschaftsjournalismus ein Feld war, auf dem Frauen während der Weimarer Republik durchaus reüssieren konnten. Weiterhin illustriert sie, wie Bella Fromm während der NS-Zeit diejenigen Netzwerke, die sie als Gesellschaftsjournalistin aufgebaut hatte, nutzte, um Verfolgte zu unterstützen. Trotz all ihrer Kontakte war aber auch Bella Fromm in New York von typischen Exilantensorgen wie Arbeitslosigkeit und Geldnot geplagt. Dies dürfte mit dazu beigetragen haben, dass sich die Gesellschaftsjournalistin von US-amerikanischen Propagandamaschinerie einspannen ließ und in ihrem vermeintlich authentischen Tagebuch, dem Bestseller *Blood and Banquets*, die Grenzen zwischen Fakt und Fiktion im Sinne der US-Kriegspropaganda unscharf zog. Die Aufdeckung der Entstehungsumstände dieses Tagebuchs und seine hier dokumentierte Neuinterpretation veranlassen Nea Matzen schließlich zu einem kritischen Resümee über Quellen (im Besonderen Ego-Dokumente), deren narrative Struktur und den Potenzialen der biographischen Methode.

Bezeichnend für dieses Themenheft von *medien&zeit* ist, dass es sich nicht den (wenigen) großen politischen Publizistinnen widmet, sondern einen Scheinwerfer auf all jene Kärrnerinnen des Berufs zu werfen sucht, die ansonsten selten in den Fokus der Forschung geraten. Es wünschen eine angenehme und spannende Lektüre,

Susanne Kinnebrock
Wolfgang Duchkowitsch
Christian Schwarzenegger

Frauen in der Wiener Tagespresse der Ersten Republik

Ein Beitrag zur Entwicklung des tagesaktuellen Journalismus

Josef Seethaler / Christian Oggolder

Die Kommunikationswissenschaft ist sich heute darüber einig, dass die Massenmedien nicht nur als „Agenda Setter" agieren, also nicht nur für bestimmte Themen Öffentlichkeit herstellen, sondern auch eine wichtige Rolle bei der Vermittlung der die Kultur einer Gesellschaft prägenden Werte und Normen einnehmen. Welche Informationen ausgewählt und welche Weltsichten vermittelt werden, unterliegt spätestens seit der Entstehung der Massenpresse gegen Ende des 19. Jahrhunderts und der damit verbundenen Professionalisierung des Journalismus[1] in zunehmendem Maß den Kriterien einer journalistischen Handlungslogik, deren Auswirkungen von immer größerer Tragweite sind, je geringer in einer komplexer werdenden Umwelt die Möglichkeit primärer Welterfahrung ist. Die dadurch bedingte Rolle der Medien als bestimmender Teil des intermediären Systems, also des Handlungs- und Kommunikationsraumes zwischen den Entscheidungsprozessen in den gesellschaftlichen Teilsystemen (wie Politik, Wirtschaft, Kunst, Sport etc.) und den Bürgerinnen und Bürgern[2], unterstreicht die Notwendigkeit, dass – unter demokratischen Verhältnissen – die soziodemographische Struktur des Journalismus idealiter im Wesentlichen jener der Bevölkerung entspricht, an die er sich wendet und in deren Interesse er agieren sollte. Dies gilt nicht nur, aber besonders hinsichtlich einer Gleichstellung der Geschlechter.

Angesichts des lange Zeit dominierenden „männlichen" Berufsbildes im – vor allem (tages)aktuellen – Journalismus muss davon ausgegangen werden, dass eine Lockerung der Zutrittsschranken oder gar die Öffnung des Zutritts für bislang ausgeschlossene Personenkreise mit einer Neuverteilung der Macht innerhalb des Berufsstandes verbunden ist. Da aber Machtbesitz grundsätzlich eine starke Beharrungstendenz aufweist, erfordert ein solcher Prozess interne sowie externe Rahmenbedingungen, die ihn in Gang setzen und vorantreiben. In diesem Sinne fragt die vorliegende Studie, ob und in welchem Ausmaß in der Ersten Republik (1918-1934) Frauen Zutritt zum tagesaktuellen Journalismus hatten und welche Faktoren auf Seiten der Medien ihren Zutritt begünstigten. Dem dafür gewählten Beispiel der Tagespresse liegt die Prämisse zugrunde, dass sie jenes Medium war, über das sich in den mittel- und nordeuropäischen Staaten seit den Demokratisierungsprozessen des späten 19. Jahrhunderts eine allgemeine politische Öffentlichkeit primär konstituiert hat[3] und das daher bis in die Gegenwart – trotz der Konkurrenz durch das Fernsehen – einen vergleichsweise hohen Stellenwert in der politischen Kommunikation einnimmt.[4] Die Konzentration auf die Metropole Wien ergibt sich, wie noch zu zeigen sein wird, aus der Quellenlage, sodass die Darstellung nur punktuell auf ganz Österreich ausgeweitet werden kann.

Zweifellos hat Susanne Kinnebrock Recht, wenn sie darauf verweist, dass der Beitrag von Frauen zur massenmedialen Herstellung von Öffentlichkeit durch eine Fokussierung auf die Tagespresse allein nicht adäquat zu bestimmen ist. Gerade mit der Ausdifferenzierung eines „redaktionellen Journalismus" in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, der seine eigenen organisatorischen Strukturen und handlungsleitenden Normen ausbildete, stiegen für Frauen die Zugangsschranken, da ihnen die in der Dissoziation von Haus- und

[1] Vgl. Requate, Jörg: *Öffentlichkeit und Medien als Gegenstände historischer Analyse*. In: *Geschichte und Gesellschaft*. 1/1999, 5–31; Seethaler, Josef / Melischek, Gabriele: *Die Zeitung im Habsburger Vielvölkerstaat*. In: Welke, Martin / Wilke, Jürgen (Hrsg.): *400 Jahre Zeitung 1605-2005*. Bremen 2008, S. 311-334; Stöber, Rudolf: *Deutsche Pressegeschichte*. 2. Aufl. Konstanz 2005, S. 217-223.

[2] Vgl. Jarren, Otfried / Donges, Patrick: *Politische Kommunikation in der Mediengesellschaft. Eine Einführung*. 2., überarb. Aufl. Wiesbaden 2006, S. 124.

[3] Vgl. Kaase, Max: *Politische Kommunikation – Politikwissenschaftliche Perspektiven*. In: Jarren, Otfried / Sarcinelli, Ulrich / Saxer, Ulrich (Hrsg.): *Politische Kommunikation in der demokratischen Gesellschaft. Ein Handbuch*. Opladen, Wiesbaden 1998, S. 97-113, S. 100; Schirmer, Dietmar: *Mythos – Heilshoffnung – Modernität. Politisch-kulturelle Deutungscodes in der Weimarer Republik*. Opladen 1992, S. 115.

Vgl. Hallin, Daniel C. / Mancini, Paolo: *Comparing media systems. Three models of media and politics*. Cambridge 2004; Seethaler, Josef / Melischek, Gabriele: Mediensystemanalyse in transnationaler Perspektive am Beispiel Österreichs. In: Möhring, Wiebke / Schütz, Walter J. / Stürzebecher, Dieter (Hrsg.): Journalistik und Kommunikationsforschung. Festschrift für Beate Schneider. Berlin 2007, S. 111-126.

Erwerbssphäre gründenden rechtlichen und gesellschaftlichen Einschränkungen den Eintritt in die Redaktionen vor allem des tagesaktuellen Journalismus weitgehend verwehrten.[5] Doch außerhalb der Redaktionsstuben der Tageszeitungen eröffneten sich Frauen, wie Kinnebrock eindrucksvoll nachweist, ein breit gefächertes Feld journalistischer Tätigkeiten bis hin zur Lieferung von (zumeist literarischen) Beiträgen an Medienprodukte.[6] Dennoch ist die soziale Durchlässigkeit eines gesellschaftlichen Bereichs daran zu messen, ob sie durchgängig und nicht bloß sektoral gegeben ist. Unter der Prämisse einer tatsächlichen Gleichstellung der Geschlechter muss somit danach gefragt werden, ob sie auch im journalistischen „Kerngeschäft" der tagesaktuellen Information zu beobachten ist.

Die Erste Republik: Gesellschaftspolitische und medienstrukturelle Veränderungen

Der Zeitraum der Ersten Republik wurde aus mehreren Gründen gewählt. In gesellschaftspolitischer Hinsicht kam es zu einer Reihe von Erfolgen der Frauenbewegung. So führte Österreich mit der Gründung der Republik am 12. November 1918 als einer der weltweit ersten Staaten sowohl das aktive als auch das passive Wahlrecht für Frauen ein, und ein Jahr später konnten Mädchen an öffentlichen Mittelschulen zum Unterricht aufgenommen werden (die bloße Anwesenheit war für einen Mädchenanteil von fünf Prozent pro Schule seit 1910 möglich). Mit den damit eröffneten Möglichkeiten der Partizipation am politischen Geschehen und der (nicht mehr an hohes Schulgeld gebundenen) Erlangung der Hochschulreife wurden zweifellos zwei der wichtigsten Grundlagen für den – langen – Weg zur gesellschaftlichen Gleichstellung von Frauen und Männern geschaffen. Parallel dazu vollzog sich in der Berufswelt ein kontinuierlicher Umstrukturierungsprozess, der in die gleiche Richtung drängte. So kam es in Wien zwischen 1910 und 1934 zu einem signifikanten Anstieg des Anteils berufstätiger Frauen in Industrie und Gewerbe (von 28,4 auf 32,4 Prozent) sowie im Handel, Verkehr und Geldwesen (von 25,1 auf 30,6 Prozent), vor allem aber zu erheblichen Zunahmen im öffentlichen Dienst und in den freien Berufen (von 21 auf 35 Prozent). Dieser nur leicht abgeschwächt in ganz Österreich zu beobachtende Trend – der generelle Rückgang der Zahl der erwerbstätigen Frauen ist ausschließlich auf den land- und forstwirtschaftlichen Sektor und auf häusliche Dienste zurückzuführen – spricht dafür, dass eine berufliche Tätigkeit zur Lebenswirklichkeit einer zunehmend größeren Gruppe von Frauen geworden war (auch wenn die gesellschaftlichen Rollenbilder mit diesem Wandel nicht Schritt hielten und es am Ende der Ersten Republik unter dem Eindruck der Wirtschaftskrise zu restriktiven politischen Maßnahmen gegen die Frauenarbeit seitens der konservativ-nationalen Regierung kam).[7]

Auch im Bereich der Tagespresse vollzogen sich strukturelle Entwicklungen, die die Rahmenbedingungen für die handelnden Akteure veränderten. Hatte mit der Entstehung des modernen Parteiensystems die funktionale Nähe von Zeitung und Partei als Institutionen des intermediären Systems zu einer engen Beziehung geführt, die im Zuge der Kommunikationsverdichtung und dem Auftreten neuer politischer Kräfte in der Umbruchphase von 1918 bis 1920 vorübergehend einen neuen Höhepunkt erreichte, so begünstigte die junge Republik den bereits zur Zeit der Habsburgermonarchie einsetzenden Entkopplungsprozess.[8] Schon um die Jahrhundertwende (und besonders nach dem Wegfall des „Zeitungsstempels") hatte sich – in der Tradition der Lokalpresse und ermöglicht durch wirtschaftliche, soziodemographische, pressepolitische und technische Entwicklungen – der Typ einer populären, nicht parteipolitisch gebundenen Massenzeitung herausgebildet und erfolgreich am Markt positioniert.[9] Unter demokratischen Bedingungen verstärkte sich dieser Prozess schon deshalb, weil angesichts geringerer externer Sanktionsmechanismen das Wirkungspotential medieninterner Regeln steigt. So konnte auch die Parteipresse in der ersten Hälfte der Ersten

[5] Kinnebrock, Susanne: *Frauen und Männer im Journalismus. Eine historische Betrachtung.* In: Thiele, Martina (Hrsg.): *Konkurrenz der Wirklichkeiten. Wilfried Scharf zum 60. Geburtstag.* Göttingen 2005, S. 101-132, S. 111.

[6] Vgl. Kinnebrock, Susanne: *Revisiting journalism as a profession in the 19th century. Empirical findings on women journalists in Central Europe.* In: *Communications* 2/2009, S. 107-124.

[7] Vgl. Rigler, Edith: *Frauenleitbild und Frauenarbeit in Österreich. Vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis zum Zweiten Weltkrieg.* Wien 1976, S. 144-150.

[8] Vgl. Melischek, Gabriele / Seethaler, Josef: *Medien und politisches System in der „österreichischen Revolution" 1918/20.* In: Imhof, Kurt / Schulz, Peter (Hrsg.): *Medien und Revolution.* Zürich 1998, S. 109-129.

[9] Vgl. Melischek, Gabriele / Seethaler, Josef: *Von der Lokalzeitung zur Massenpresse. Zur Entwicklung der Tagespresse im österreichischen Teil der Habsburgermonarchie nach 1848.* In: *Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte 7* (2005), S. 52-92.

Republik – trotz Bemühungen von christlichsozialer und sozialdemokratischer Seite, durch Gründung zusätzlicher Mittags- und Abendblätter am Zeitungsmarkt besser Fuß zu fassen – ihren anfänglichen Marktanteil von 20 Prozent nicht halten.[10] Erst in den späten 1920er Jahren gelang es, ihn wieder auszubauen, allerdings dadurch, dass die beiden großen Parteien Zeitungen herausbrachten, die sich am verlegerischen Konzept und an den journalistischen Formaten der auflagenstarken Boulevardblätter orientierten. Anders als die traditionelle Parteipresse trugen sie zur Inklusion zunehmend breiterer sozialer Schichten in das Zeitungspublikum bei, deren Grundlage eine seit der Jahrhundertwende bis zum Einsetzen der Nachkriegsinflation anhaltende Verbilligung des durchschnittlichen Verkaufspreises der Wiener Tageszeitungen war und die am Beginn der 1930er Jahre zu einer weitgehenden Marktsättigung führte.[11] Diese hatte schließlich eine Intensivierung des Wettbewerbs und damit eine stärkere zielgruppenorientierte Differenzierung zur Folge, was auch an der Aufsplitterung des nach der Inflationsphase lange Zeit stabilen und nur gering differenzierten Preises bis hin zum vierfachen Niveau des Billigpreises ablesbar ist. Für die Mehrzahl der Zeitungen gewann damit die Leser-Blatt-Bindung gegenüber der Bindung an politische Institutionen an Bedeutung als Maßstab für die Definition der – durchaus anpassungsfähigen – politischen Linie.[12] Während seit Fritz Hausjells bahnbrechender kollektivbiographischer Untersuchung des Tageszeitungsjournalismus am Beginn der Zweiten Republik[13] fundierte Kenntnisse auch zur Situation der Journalistinnen in Österreich vorliegen, sind jedoch die Informationen gerade für jene Zeit spärlich und bruchstückhaft, in der sich – folgt man Hallin und Mancini[14] – die Entwicklung der Presse in einer Weise vollzog, dass sie die Strukturen des Mediensystems nachhaltig und bis heute andauernd prägte: Gerade die Ausbildung eines starken und vielfältigen Pressemarkts, der eine lange Zeit der Koexistenz von Partei- und Massenpresse kennt, zeitigte zum einen bis in die Gegenwart andauernde Auswirkungen auf das Verhältnis von Print- und elektronischen Medien (von einer Drosselung des Fernsehkonsums einerseits bis zu einer stärkeren Nutzung des Internet in seiner anfänglichen Phase als primäres Lesemedium andererseits), und hatte zum anderen tiefgreifende Implikationen sowohl für die Rolle des Staates im Medienbereich als auch für das journalistische Selbstverständnis. Der Beitrag von Frauen zu diesem Prozess wurde bisher ebenso wenig thematisiert wie die möglichen Folgen der Zugangsbeschränkungen. Der einzige, unzählige Male zitierte sekundärliterarische Hinweis auf den Stellenwert von Journalistinnen in der Ersten Republik findet sich in einer Dissertation der 1960er Jahre und spricht davon, dass 1927 „ungefähr 20 Frauen" bei Wiener Tages- und Wochenblättern angestellt gewesen wären, was einem Anteil von 5% entsprochen hätte.[15] Von Hölzl als „beachtlich" eingeschätzt, wurden diese Zahlen später dahingehend interpretiert, dass die österreichischen Journalistinnen „einen großen emanzipatorischen Vorsprung [...] nicht für sich in Anspruch nehmen" hätten können.[16]

Die damals von Gegnern der Gleichstellung befürchtete „Überflutung" des Berufsstandes ist freilich fast ein Jahrhundert später keineswegs zu diagnostizieren

Ehe es im Folgenden um die empirische Überprüfung des Stellenwerts der Frau im Wiener Tageszeitungsjournalismus geht, ist vorab festzuhalten, dass sich in der jungen Republik zumindest auf der Ebene der Berufsorganisationen die Rahmenbedingungen verändert hatten. So hat es der verfassungsrechtlichen Verankerung der Demokratie bedurft,[17] um 1919 im traditionsreichen österreichischen „Journalisten- und Schrift-

[10] Während der Ersten Republik erschienen in Wien täglich durchschnittlich 25-30 Tageszeitungen, einige sogar mehrmals täglich. Ihre Gesamtauflage reichte an 1,4 Millionen Exemplare heran. Als „Tageszeitungen" werden hier in Übereinstimmung mit der Definition von Walter J. Schütz mindestens zweimal wöchentlich erscheinende Zeitungen mit einem aktuellen politischen Teil und thematisch unbegrenzter Nachrichtenvermittlung verstanden. Vgl. Schütz, Walter J.: *Zeitungen in Deutschland. Verlage und ihr publizistisches Angebot 1949-2004*. Berlin 2005, S. 21.

[11] Vgl. Melischek, Gabriele / Seethaler, Josef: *Die Berliner und Wiener Tagespresse von der Jahrhundertwende bis 1933*. In: Kauffmann, Kai / Schütz, Erhard (Hrsg.): *Die lange Geschichte der Kleinen Form. Beiträge zur Feuilletonforschung*. Berlin 2000, S. 60-80.

[12] Vgl. Melischek / Seethaler, *Tagespresse*, S. 72f.

[13] Hausjell, *Journalisten*.

[14] Hallin/Mancini, *Comparing*.

[15] Hölzl, Werner: *Die Organisation der Wiener Presse 1917-1934*. Diss., Wien 1965, S. 41.

[16] Lindinger, Michaela: *Nationalsozialistische Pressepolitik gegen oder für Frauen? Zur Stellung der Journalistinnen im „Dritten Reich" unter besonderer Berücksichtigung Österreichs (1938-1945)*. Dipl.arb., Wien 1990, S. 91. Ähnlich Hausjell, *Journalisten*, S. 318.

[17] Zum fundamentalen Zusammenhang von Demokratie und Gleichstellung der Geschlechter vgl. Inglehart, Ronald / Norris, Pippa / Welzel, Christian: *Gender equality and democracy*. In: *Comparative Sociology* 3-4/2002, S. 321-346.

stellerverein Concordia" zumindest auf dem Papier eine formale Gleichberechtigung der beiden Geschlechter herzustellen – mehrere frühere Anträge waren regelmäßig von der Generalversammlung abgeschmettert worden. In der 1917 gegründeten journalistischen Standesvertretung „Organisation Wiener Presse" war dies von Anfang an der Fall. Die damals von Gegnern der Gleichstellung befürchtete „Überflutung" des Berufsstandes[18] ist freilich fast ein Jahrhundert später keineswegs zu diagnostizieren: Frauen sind heute zu 42 Prozent im österreichischen Journalismus vertreten, in leitenden Positionen nur zu 26 Prozent. Doch auch innerhalb der Medien bzw. Mediensektoren gibt es große Unterschiede: Unter den Programmsparten des Fernsehens und des Hörfunks sind Journalistinnen (von der Männerdomäne Sport abgesehen) am seltensten in den Nachrichtenredaktionen zu finden; im Printbereich sinkt ihre Präsenz mit der Erscheinungshäufigkeit und damit mit der politischen Relevanz: In der Tagespresse ist sie mit 33,5 Prozent am niedrigsten und auch in Wien liegt dieser Wert mit 35 Prozent nur geringfügig darüber.[19] Für die ersten Jahre der Zweiten Republik hatte Fritz Hausjell sowohl österreichweit als auch für Wien einen Anteil von etwa 12 Prozent ermittelt; bei den angestellten Redaktionsmitgliedern war Wien mit 8,1 Prozent (gegenüber 7 Prozent österreichweit) führend.[20] Wie sich der Take-Off dieser Entwicklung gestaltete und welche Faktoren dabei eine Rolle spielten, ist jedoch weitgehend ungeklärt. Die hier berichtete Studie möchte daher versuchen, ein lange vernachlässigtes Kapitel der österreichischen Medien- und Journalismusgeschichte empirisch zu beleuchten, wenngleich sie lediglich den Grundstein für die notwendige „systematische, ganzheitliche Suche nach den weiblichen Elementen in einer Kommunikationskultur"[21] bilden kann.

Ein Analysemodell: Journalismus und Macht

Da, wie eingangs ausgeführt, Fragen der gesellschaftlichen Gleichstellung stets Fragen der Verteilung gesellschaftlicher Macht sind, liegt es nahe, der Studie ein Analysemodell zugrundezulegen, das Macht und Journalismus zueinander in Beziehung setzt.[22] Grundsätzlich soll dabei von einer Differenzierung von Macht als „Verfügung und Kontrolle über Ressourcen und Ereignisse" entlang der beiden Dimensionen des „power to" und „power over" ausgegangen werden,[23] also hinsichtlich der Fragen, wer Macht besitzt und über wen sie ausgeübt wird.[24] In dem durch diese beiden Dimensionen konstituierten Machtgeflecht, in das der/die JournalistIn eingebunden ist, interessieren hier sowohl die Verteilung von Macht innerhalb des Journalismus („power to"), als auch jene Kräfte, die genügend Macht besitzen („power over"), um die Einbindung von Frauen in den Informationsproduktionsprozess zu erwirken, ihnen also die Möglichkeit zu eröffnen, im Sinne des „power to" etwas zu tun, was sie ohne Machtmittel nicht tun könnten. Pierre Bourdieu hat im Zusammenhang mit Geschlechterunterschieden in der Beurteilung von Politik nachhaltig auf die Bedeutsamkeit der Zuschreibung des Rechts und der Autorität, politisch zu argumentieren, hingewiesen (wobei diese wechselseitige Bedingtheit nicht nur im politischen Bereich gilt). Sachkompetenz basiert demnach wesentlich auf sozialer Kompetenz, also auf einem qua Status gegebenen Recht, eine spezifische Fähigkeit praktisch umzusetzen und damit über sie zu verfügen: „Nur die, denen es zusteht, [Kompetenz] zu besitzen, können sie sich effektiv aneignen – und nur die, die ermächtigt sind, sie zu besitzen, fühlen sich verpflichtet, sie sich anzu-

[18] Eppel, Peter: *„Concordia soll ihr Name sein ...". 125 Jahre Journalisten- und Schriftstellerverein „Concordia". Eine Dokumentation zur Presse- und Zeitgeschichte Österreichs.* Wien, Graz, Köln 1984, S. 165.

[19] Vgl. Kaltenbrunner, Andy et al.: *Der Journalisten-Report. Österreichs Medien und ihre Macher. Eine empirische Erhebung.* Wien 2007. Die Autoren danken Frau Dr. Daniela Kraus und Frau Judith Leitner vom Medienhaus Wien für die Berechnung und Überlassung der auf Wien bezogenen Daten.

[20] Hausjell, Fritz: *Journalisten gegen Demokratie oder Faschismus. Eine kollektiv-biographische Analyse der beruflichen und politischen Herkunft der österreichischen Tageszeitungsjournalisten am Beginn der Zweiten Republik (1945-1947).* Frankfurt a. M. et al. 1984, S. 314 (der von den Autoren anhand der von Hausjell genannten absoluten Zahlen errechnete Anteilswert umfasst – wie die Angaben in Kaltenbrunner et al., *Journalisten-Report* – angestellte RedakteurInnen und freie MitarbeiterInnen).

[21] Irene Neverla: F*rauen und Öffentlichkeit. Einladung zur zeitgeschichtlichen und historischen Frauenforschung.* In: *medien & zeit* 1/1987, S. 3-7, S. 3.

[22] Die theoretischen Ausführungen beruhen auf: Altmeppen, Klaus-Dieter: *Journalismus und Macht. Ein Systematisierungs- und Analyseentwurf.* In: Altmeppen, Klaus-Dieter / Hanitzsch, Thomas / Schlüter, Carsten (Hrsg.): *Journalismustheorie: Next generation. Soziologische Grundlegung und theoretische Innovation.* Wiesbaden 2007, S. 421-447.

[23] Altmeppen, *Journalismus*, S. 426.

[24] Imbusch, Peter: Macht. *Dimensionen und Perspektiven eines Phänomens.* In: Altmeppen, Klaus-Dieter / Hanitzsch, Thomas / Schlüter, Carsten (Hrsg.): *Journalismustheorie: Next generation. Soziologische Grundlegung und theoretische Innovation.* Wiesbaden 2007, S. 395-419.

eignen."[25] Sachkompetenz ist mit der Macht ihrer praktischen Realisierung aufs engste verknüpft. Macht im Sinne eines „power over" kommt im Journalismus sowohl journalistischen Organisationen (vor allem Redaktionen) als auch Medienorganisationen zu, die sich als Organisationen der Informationsproduktion und Informationsdistribution in einem wechselseitigen Abhängigkeitsverhältnis befinden und gleichzeitig in komplexen Machtbeziehungen mit ihrer Umwelt stehen. Der Journalismus ist, verkürzt gesagt, für die Erfüllung seiner Funktion auf die von den Medienorganisationen zur Verfügung gestellten Ressourcen, aber auch auf Informationslieferanten aus anderen gesellschaftlichen Teilsystemen wie Politik, Wirtschaft, Kultur und Sport angewiesen; seine Tätigkeit wird durch institutionelle Arrangements (von internen Redaktionsvereinbarungen bis zu Tarifverträgen) beeinflusst. Medienorganisationen sind hingegen von den produzierten Inhalten ebenso wie von Finanzierungsquellen abhängig, seien dies Parteien oder Werbekunden; ihr Handeln wird von Wettbewerbs- und Publikumsstrukturen bestimmt. Das mit ihren Kernkompetenzen verbundene Vermögen, Meinungsmacht bzw. Marktmacht auszuüben, gibt journalistischen Organisationen wie Medienorganisation auch die Mittel in die Hand, in ihrem Verhältnis zueinander ihre Interessen durchzusetzen. Darauf aufbauend, sollen die redaktionelle Linie (als eine der zentralen journalistischen Handlungsorientierungen) und die Marktorientierung (als Leitlinie unternehmerischen Handelns) als jene Faktoren definiert werden, die imstande sind, Einfluss auf die Teilhabe von Frauen an journalistischer Macht nehmen. Während die redaktionelle Linie als (relativ stabiles, aber keineswegs unveränderbares) politisches Entscheidungsprogramm einer Redaktion wesentlich zur Profilierung eines Medienprodukts und damit zur Publikumsbindung beiträgt, zielt die unternehmerische Marktorientierung auf die Erschließung neuer und die Erweiterung bestehender Märkte.[26] Angesichts des wechselseitigen Abhängigkeitsverhältnisses von journalistischer Organisation und Medienorganisation können beide Faktoren eine gemeinsame Ausrichtung haben, aber auch in einem Spannungsverhältnis zueinander stehen.

Bezogen auf die skizzierten gesellschaftspolitischen und pressewirtschaftlichen Bedingungen der Ersten Republik kann angenommen werden, dass sich – trotz milieuübergreifend tradierter Geschlechterrollenfixierungen – die politische Gleichstellung der Frau „im linken und liberalen Milieu wenigstens als formale oder legalistische Vorstellung durchgesetzt hatte" (wie dies Almut Todorow für die Weimarer Republik beschrieben hat[27]). Demgemäß sollte, so die erste Hypothese, eine linke oder liberale redaktionelle Linie mit einem höheren redaktionellen Anteil an Journalistinnen korrelieren. Ebenso sollte eine Zeitung, die sich neu am Markt positionieren wollte und daher nicht auf tradierte Publikumsstrukturen und Lesegewohnheiten bauen konnte, stärker gezwungen sein, den sich verändernden gesellschaftlichen und soziodemographischen Rahmenbedingungen Rechnung zu tragen. Konkret behauptet daher die zweite Hypothese vor dem Hintergrund des oben skizzierten signifikanten Anstiegs des beruflichen Engagements von Frauen, dass Medienorganisationen in dem durch die Republiksgründung in Bewegung und in der Inflationszeit der frühen 1920er Jahre in Schwierigkeiten geratenen Zeitungsmarkt auf der Suche nach neuen Publikumsschichten auf diese sich verändernden Lebensrealitäten eine Antwort finden mussten, wenn sie Frauen als Leserinnen gewinnen wollten.[28]

Quellenlage

Das vorhandene Quellenmaterial für die Bestimmung des Stellenwerts von Journalistinnen in der Wiener Tagespresse von 1918 bis 1934 ist heterogen, zumal keine systematischen Informationen über die Zusammensetzung der Redaktionen vorliegen. Erst die Gesamtschau mehrerer Quellen erlaubt eine Annäherung an die Fragestellung. Kernstück der Datenbasis sind die Mitgliederlisten bzw. die Bewegungen im Mitgliederstand der „Organisation Wiener Presse" (OWP), die in deren Verbandsorgan *Der Journalist* regelmäßig veröffentlicht worden sind.[29] Die „Organisation Wiener Presse" wurde 1917 als überparteiliche gewerkschaftsähnliche Interes-

[25] Bourdieu, Pierre: *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt a. M. 1982, S. 640.

[26] Bea, Franz Xaver / Fiedl, Birgit / Schweitzer, Marcell (Hrsg.): *Allgemeine Betriebswirtschaftslehre. Bd. 3: Leistungsprozess*. Stuttgart 2006, S. 260.

[27] Todorov, Almut: *Frauen im Journalismus der Weimarer Republik*. In: *Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur*. 2/1991), S. 84-103, S. 99.

[28] Ähnliche Überlegungen im Kontext der Weimarer Republik in: Todorov, *Frauen*, S. 91.

[29] Angelika Czipin hat diese Quelle erstmals im Hinblick auf die Stellung der Frau im Wiener Journalismus ausgewertet, bezieht sich allerdings nur auf die im Januar 1920 veröffentlichte Liste. Vgl. Angelika Czipin: *Das*

senvertretung der Wiener JournalistInnen gegründet; die noch zur Zeit der Habsburgermonarchie geplante Reichsorganisation verblieb während der gesamten Ersten Republik im Gründungsstadium (wenn auch vereinzelt JournalistInnen aus den Bundesländern aufgenommen worden sind). Sie war in arbeitsrechtlichen Fragen Verhandlungspartnerin der auf Verlegerseite bestehenden Vereinigung der österreichischen Tageszeitungen. Diese hohe Bedeutung war sicherlich mit ein Grund für das rasche Wachstum der Mitgliederzahlen, die Werner Hölzl zur Annahme veranlassten, dass sie „etwa ab 1920/21" ein „ziemlich verlässliches Bild des Berufes" vermitteln würden.[30] Zur Mitgliedschaft berechtigt waren „alle Redaktionsangehörigen" von Tages- und Wochenzeitungen sowie von Korrespondenzen, freie JournalistInnen und KorrespondentInnen ausländischer Blätter; das Recht zur Mitgliedschaft war nicht an eine hauptberufliche Beschäftigung gebunden.[31] In der Verbandszeitschrift *Der Journalist* wurden nur im Dezember 1918 und im Januar 1920 komplette Mitgliederlisten veröffentlicht, dazwischen und danach aber regelmäßig sämtliche An- und Abmeldungen, aus denen die Zugehörigkeit der Mitglieder zu den Redaktionen hervorgeht. Durch Auswertung dieser Informationen kann ein weitgehend vollständiger Überblick über die Entwicklung des Mitgliederstandes gewonnen werden.

Dieses Kernstück der berufsstatistischen Datenbasis wird einerseits mit den Ergebnissen der Volkszählungen aus den Jahren 1910 und 1934 kontrastiert[32] und andererseits um biographische Daten erweitert, um Anhaltspunkte für die soziodemographische Zusammensetzung der Journalistinnen zu gewinnen. Letztere wurden durch systematische Auswertung von 24 einschlägigen zeitgenössischen und rezenten biographischen Lexika (in insgesamt 49 Bänden bzw. Jahrgängen) erhoben. Dabei wurden alle jene Einträge berücksichtigt, die einen Hinweis auf eine Tätigkeit bei Wiener Tageszeitungen enthalten. Für alle so gewonnenen Namen wurden ebenso wie für die in den OWP-Mitgliederverzeichnissen und in den Impressen der Zeitungen gefundenen Journalistinnen Recherchen im *World Biographical Information System* des K. G. Saur-Verlags[33] und in der Ariadne-Datenbank der Österreichischen Nationalbibliothek durchgeführt.[34] Damit lässt sich zwar sicherlich nur ein bestimmter, den jeweiligen herausgeberischen Intentionen entsprechender Ausschnitt erfassen; diese Vorgangsweise erlaubt aber angesichts des weitgehenden Fehlens von Redaktionsarchiven eine erste grobe Beschreibung.[35] Die insgesamt geschaffene Datenbasis sollte dazu beitragen, trotz der Konzentration auf die Tagespresse die an historischen Darstellungen des Journalistenberufs zu Recht kritisierte Beschränkung auf fest angestellte RedakteurInnen bei Qualitätszeitungen zu überwinden.[36]

Berufsstatistische Ergebnisse

Wie bereits erwähnt, bezieht sich die Darstellung der Ergebnisse sowohl auf alle mit einer Tageszeitung in Verbindung gebrachten Mitglieder der „Organisation Wiener Presse" als auch auf alle freien JournalistInnen, da diese einerseits als Vergleichsgruppe verstanden werden können, andererseits aber in ihren biographischen Angaben zahlreiche Hinweise auf (wie auch immer geartete) Kontakte mit der Tagespresse enthalten sind. Die berichteten Mitgliederzahlen weichen von den im *Journalist* jährlich (mit Ausnahme von 1925) veröffentlichten, allerdings nicht nach Frauen und Männern getrennten Angaben[37] schon deshalb ab, weil der *Journalist* zwar Gesamtzahlen der angestellten Redaktionsangehörigen und der freien MitarbeiterInnen veröffentlicht, aber in den oben erwähnten Informationen zu den An- und Abmeldungen jene freien JournalistInnen, die – ständig? – für eine bestimmte Zeitung gearbeitet haben, dieser auch zugeordnet haben dürfte.[38] Somit beziehen sich die hier für die Wiener Tagespresse als Ganzes wie für die einzelnen Redaktionen genannten Zahlen

Schreiben der Frauen. Wiener Tageszeitungsjournalistinnen in der Ersten Republik und die Geschichte ihrer Vorgängerinnen. Dipl.arb., Wien 1996.

[30] Hölzl, *Organisation*, S. 37.

[31] § 4 der Satzung, zit. nach Hölzl, *Organisation*, S. 36. Zu den Redaktionsangehörigen gehörten auch sog. „Redaktionsstenographen", die jedoch keiner Sekretariatstätigkeit nachgingen, sondern die Aufgabe hatten, „Nachrichten in Empfang zu nehmen und auszusortieren", um dadurch für die spätere „Arbeit am Redaktionstisch" vorbereitet zu werden. Vgl. *Internationales Arbeitsamt: Lebens- und Arbeitsbedingungen der Journalisten. (Studien und Berichte, Reihe L: Geistige Arbeiter, Nr. 2.)* Genf 1928, S. 18.

[32] Die Ergebnisse der Volkszählungen 1920 und 1923 sind aufgrund der mangelhaften Vorbereitung problematisch.

[33] http://www.degruyter.de/cont/fb/nw/nwWbis.cfm

[34] Die ab 1929 ebenfalls vorhandenen Mitgliederlisten des „Journalisten- und Schriftstellervereins Concordia" wurden deshalb nicht herangezogen, weil sie keine Zuordnung zu Wiener Tageszeitungen erlauben.

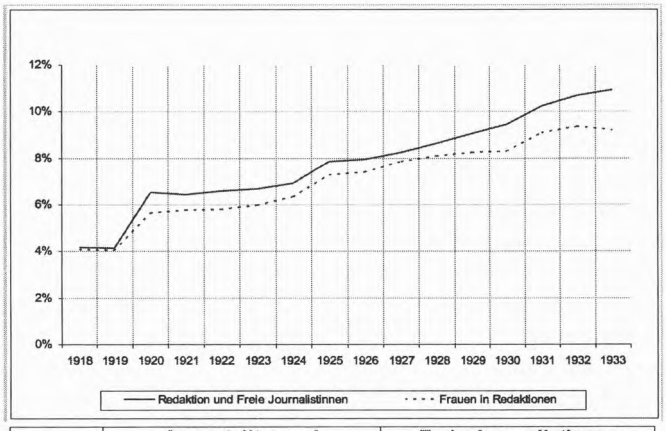
[35] Die Autoren sind Frau Mag. Ingrid Serini für die biographischen Recherchen zu großem Dank verpflichtet.

[36] Kinnebrock, *Frauen*, S. 104.

[37] Übernommen von Hölzl, *Organisation*, S. 38

[38] Diese Vermutung liegt nahe, weil im Vergleich der

auf Angestellte *und* (ständige?) freie MitarbeiterInnen, während freie JournalistInnen, die sich keinem Unternehmen zuordnen lassen, getrennt behandelt werden. Durch diese Trennung lässt sich von weitgehend übereinstimmenden Kriterien für die Zusammensetzung der Grundgesamtheiten mit den eingangs zitierten Studien von Hausjell und Kaltenbrunner et al.[39] ausgehen; die Ergebnisse sind also im Wesentlichen vergleichbar. Im Zeitverlauf zeigt sich ein Anstieg des Frauenanteils an der Gesamtzahl der Angestellten, freien MitarbeiterInnen und freien JournalistInnen von 4,2 Prozent am Beginn der Republik auf 10,9 Prozent im Dezember 1933 (vgl. Abbildung 1). Dieser Anstieg entspricht in einem hohen Ausmaß der Entwicklung im Tageszeitungssektor, wo gegenüber einem Ausgangspunkt von 4,1 Prozent (1918) am Ende der Republik ein Frauenanteil von über neun Prozent erreicht wird (vgl. Tabelle 1). Auch wenn in der Gruppe der freien JournalistInnen noch höhere Zuwachsraten zu verzeichnen sind, so fallen diese aufgrund der deutlich niedrigeren Zahl der betroffenen Personen kaum ins Gewicht. Die seit der Konsolidierung der „Organisation Wiener Presse" um das Jahr 1920 weitgehend gleich gebliebenen Mitgliederzahlen (um 450 Personen) kann als Indiz für die eingangs erwähnte Marktsättigung im Bereich der aktuellen Medien gewertet werden, die offenbar gegen eine Aufstockung personeller Ressourcen sprach, die leicht rückläufige Tendenz in den beginnenden 1930er Jahren sogar eher für deren Abbau in Zeiten intensivierten Wettbewerbs. Umso gewichtiger ist der kontinuierliche Anstieg der Journalistinnen, da ja überdies zu bedenken ist, dass Frauen lange Zeit (nicht nur) von journalistischen Organisationen ausgeschlossen waren, der Eintritt in eine Organisation also der Überwindung einer hohen gesellschaftlichen Hemmschwelle bedurfte. So gehörten beispielsweise die einzigen in den Impressen der Tageszeitungen in leitender Funktion genannten Frauen, die bei politisch so unterschiedlichen Blättern wie der *Sozialen Revolution*



	Angestellte und Freie Mitarbeiterinnen			Freie Journalistinnen		
	Gesamt	Frauen	%	Gesamt	Frauen	%
1918	345	14	4,1	16	1	6,3
1919	347	14	4,0	16	1	6,3
1920	462	26	5,6	76	9	11,8
1921	470	27	5,7	74	8	10,8
1922	500	29	5,8	77	9	11,7
1923	487	29	6,0	68	8	11,8
1924	474	30	6,3	61	7	11,4
1925	482	35	7,3	53	7	13,2
1926	487	36	7,4	55	7	12,7
1927	498	39	7,8	60	7	11,7
1928	495	40	8,1	62	8	12,9
1929	499	41	8,2	64	10	15,6
1930	495	41	8,3	66	12	18,2
1931	485	44	9,1	63	12	19,1
1932	471	44	9,3	63	13	20,6
1933	467	43	9,2	65	15	23,1

Abb. 1 und Tabelle 1: Frauen im Wiener Journalismus: Tageszeitungsredaktionen und Freie Journalistinnen, 1918-1933
Stichtag: 31. Dezember
Quelle: *Der Journalist,* **eigene Berechnungen**

Summen dieser beiden Gruppen pro Jahr nur geringfügige Abweichungen zu beobachten sind. Diese erklären sich primär dadurch, dass sich die Angaben im *Journalist* auf Kalenderjahre beziehen, während die hier berichteten Auswertungen zu Stichtagen (jeweils der 31. Dezember eines jeden Jahres) durchgeführt worden sind. Schließlich könnte es sein, dass einige Ausgaben der Zeitschrift fehlen und somit Unschärfen in der Auswertung gegeben sind. Dies lässt sich insofern kaum überprüfen, da die Zeitschrift streckenweise sehr unregelmäßig erschienen ist. Die Bestände in der Österreichischen Nationalbibliothek und in der Wiener Universitätsbibliothek sind jedenfalls deckungsgleich.

[39] Kaltenbrunner et al., *Journalisten-Report*, S. 13, berichten, dass österreichweit 63,3% der JournalistInnen erfasst wurden. Ein Vergleich der Gesamtzahl der OWP-Mitglieder vom Juni 1933 mit den Volkszählungsergebnissen vom März 1934 ergibt einen Anteil der bei der OWP gemeldeten angestellten TageszeitungsjournalistInnen an sämtlichen [!] Angestellten im Wiener Journalismus von etwas über 65%, im Bereich der Tagespresse von über 70%. Bedenkt man die zahlreichen in Wien erschienenen Wochenzeitungen und Zeitschriften, so kann von einem hohen Organisationsgrad der Wiener JournalistInnen in der OWP ausgegangen werden.

(Erika Spann-Rheinisch) und den *Depeschen* (Anna Twerdy) tätig waren, nicht der „Organisation der Wiener Presse" an.[40]

Im Vergleich zu den ersten Nachkriegsjahren liegt der für das Ende der Ersten Republik ermittelte Anteil von 9,2 Prozent nur um ein Viertel unter dem Wert für 1945/47, sodass die von Hausjell – anhand der 5-Prozent-Angabe von Hölzl – konstatierte „Vergrößerung des Anteils der Frauen im Pressejournalismus" einem Ausmaß entspricht, das bei einem kontinuierlichen Verlauf der Entwicklung seit 1933 auch erzielt worden wäre. So ist die immer wieder und gerade im Hinblick auf die berufliche Stellung der Frau geäußerte Vermutung, dass der Nationalsozialismus infolge der kriegsbedingten Umstände einen „Modernisierungsschub" bewirkt hätte, für den Journalismus stark zu bezweifeln. Vielmehr hat die kriegswirtschaftlich bedingte Maßnahme, zunehmend Frauen journalistisch zu schulen, lediglich jenen Rückschlag für den weiblichen Journalismus zahlenmäßig ausgeglichen, den das NS-Regime selbst durch seine frauenfeindliche Politik bewirkt hatte. Der gerade erst in Gang gekommene Prozess gesellschaftlicher Bewusstseinsbildung wurde aber nicht bloß unterbrochen, sondern nachhaltig beschädigt; Hausjell hat auf die langfristigen Folgen ideologischer Natur aufmerksam gemacht.[41]

Um die Entwicklung im Tageszeitungssektor beurteilen zu können, soll sie den generellen Veränderungen der beruflichen Strukturen im publizistischen Bereich gegenübergestellt werden. Die Ergebnisse der Volkszählungen 1910 und 1934 bieten dafür insofern einen nur groben Indikator, als 1910 „Schriftsteller, Journalisten, Redakteure, Privatgelehrte" in einer Kategorie vereint waren (vgl. Tabelle 2). Erst 1934 wurde angesichts der fortschreitenden Professionalisierung im Journalismus nach „Schriftleitern (Redakteuren)" und „Privatgelehrten, Schriftstellern, Journalisten" unterschieden. Innerhalb der genannten Sammelkategorie stieg in Wien der Anteil der Frauen von 11,8 auf 16,5 Prozent, in der Untergruppe der Angestellten blieb er nahezu gleich (9,2 bzw. 9,6 Prozent). Im Vergleich dazu weicht der oben erwähnte Anstieg im Tageszeitungsjournalismus von 4,1 auf 9,2 Prozent signifikant ab. Er spricht somit dafür, dass es JournalistInnen während der Ersten Republik in besonderem Maße gelungen ist, in der Wiener Tagespresse Fuß zu fassen. Die Wiener Daten für den gesamten publizistischen Bereich weichen im Übrigen kaum von den Werten für ganz Österreich ab; in den Bundesländern (außer Wien) kam es in der Ersten Republik zu geringeren Zuwachsraten, der Frauenanteil lag jedoch 1910 mit 13 Prozent leicht über jenem der Metropole und erreichte Anfang 1934 14,7 Prozent. Selbst hinsichtlich der Angestellten entschärfte sich die häufig vermutete Diskrepanz zwischen Zentrum und Peripherie, indem sich der Anteilswert fast verdoppelte und 1934 nur noch 1,5 Prozent unter jenem in Wien lag. Hinter diesen prozentuellen Verschiebungen stecken generell hohe Zuwächse in absoluten Zahlen, was für eine Expansion des Informations- und Kommunikationsbereichs im weitesten Sinn spricht, an dem, wie bereits erwähnt, der in personeller Hinsicht während der Ersten Republik weitgehend konstante Sektor der aktuellen Medien 1934 etwa ein Viertel einnimmt.

	„Schriftsteller, Journalisten, Redakteure, Privatgelehrte"					
	Alle Berufsangehörigen			Angestellte		
	Gesamt	Frauen	%	Gesamt	Frauen	%
	Wien					
1910	1471	174	11,8	641	59	9,2
1934	2423	399	16,5	1025	98	9,6
davon Redakteure:	710	57	8,0	662	54	8,2
	Bundesländer					
1910	332	43	13,0	130	6	4,6
1934	680	100	14,7	309	25	8,1
davon Redakteure:	247	19	7,7	239	19	7,9
	Österreich					
1910	1803	217	12,0	771	65	8,4
1934	3103	499	16,1	1334	123	9,2
davon Redakteure:	957	76	7,9	901	73	8,1

Tabelle 2: Journalismus in Österreich: 1910 und 1934 im Vergleich
Quellen: Österreichische Statistik, N.F., Bd. 3, 2/1914, S. 45 und 53; 3/1914, S. 45 und 53; 4/1915, S. 45 und 53; 5/1915, S. 39; 7/1915, S. 51 und 75 (eigene Berechnungen der Österreich-Werte auf der Basis der einzelnen Länder); Bundesamt für Statistik (Hrsg.): Die Ergebnisse der österreichischen Volkszählung vom 22. März 1934. H. 2. Wien 1935, S. 312. Die Zahlen für 1910 schließen das Burgenland (als Teil Ungarns) nicht mit ein.

Eine Einordnung der Wiener bzw. österreichischen Situation in den internationalen Kontext ist schon deshalb schwierig, weil es sich bei den diversen Erhebungen um kaum bzw. nur bedingt vergleichbare Grundgesamtheiten handelt. So ist es fraglich, ob der 1925 für den „Reichsverband der deutschen Presse" berichtete Anteilswert von 2,4 Prozent und jener von 2 Prozent im nationalen Journalistenverein Frankreichs mit den OWP-Daten verglichen werden können. Eher scheint dies für die Daten von Volkszählungen möglich

[40] Vgl. Melischek, Gabriele / Seethaler, Josef (Hrsg.): *Die Wiener Tageszeitungen. Eine Dokumentation.* Bd. 3. Frankfurt a. M. et al. 1992.

[41] Hausjell, *Journalisten*, 322f.

zu sein. Wenn hier 1925 für Deutschland ein Frauenanteil von 5,6 Prozent an allen (also nicht nur im Tageszeitungssektor) angestellten RedakteurInnen gemessen wurde (der bis 1933 auf 7,3 Prozent anstieg) und für Großbritannien um die Mitte der 1920er Jahre ein Anteil von 5,7 Prozent, so scheinen diese Werte recht gut mit dem in Österreich im Mai 1934 erreichten Wert von 8,1 Prozent zu korrelieren. Der in den USA 1920 erreichte Anteil von 16,7 Prozent an allen Berufsangehörigen dürfte, wenn überhaupt, in Wien bzw. in Österreich erst am Ende der Ersten Republik erreicht worden sein (16,5 bzw. 16,1 Prozent); es ist aber unklar, ob die in Österreich eingerechneten SchriftstellerInnen auch in den amerikanischen Daten enthalten sind.[42] Wenn all diese Vergleiche auch vorsichtig zu interpretieren sind, so dürfte der Stellenwert der Frau im österreichischen bzw. Wiener Journalismus der Ersten Republik – entgegen den negativen Einschätzungen in der Sekundärliteratur – zumindest im europäischen Durchschnitt liegen.

Die Verteilung von Macht innerhalb des Journalismus („power to") hatte sich also in den ersten anderthalb Jahrzehnten demokratischer Erfahrung in Österreich ein wenig zugunsten der Frauen verschoben. Um die damit verknüpfte Frage nach den Kräften zu beantworten, die ihre Einbindung in den Informationsproduktionsprozess beschleunigten („power over"), soll im Folgenden das Geschlechterverhältnis in den einzelnen Wiener Tageszeitungsredaktionen in Relation zur jeweiligen redaktionelle Linie als eine der wichtigsten journalistischen Handlungsnormen und zum Grad der Marktorientierung als unternehmerische Leitlinie untersucht werden. In betriebswirtschaftlicher Hinsicht ist marktorientiertes Handeln vor allem bei der Markteinführung eines neuen Produkts, bei Markterweiterungen und bei der Aktualisierung der Publikumsbindung gefragt.

Ein erster Überblick über die Redaktionsergebnisse präzisiert und relativiert die oben dargestellte Gesamtentwicklung dahingehend, dass nur rund 60 Prozent der in der „Organisation Wiener Presse" vertretenen Tageszeitungen (23 von 38) nachweislich Journalistinnen beschäftigten und nur von fünf dieser 24 Redaktionen mehr als drei Frauen in der OWP registriert waren (vgl. Tabelle 3). Anhand der ausgewerteten Impressen und biographischen Quellen können zwar weitere Tageszeitungsredaktionen hinzugefügt werden (*Dûlnické Listy*, *Depeschen/Depeschenblatt*, *Die Frau*, *Der Morgen*, *Österreichischer Beobachter*, *Wiener Zeitung/Wiener Abendpost*, *Die Zeit*), die Ungleichverteilung bleibt aber eklatant. Umso aufschlussreicher für die zur Teilhabe von Frauen an journalistischer Macht beitragenden Faktoren ist die Analyse jener Fälle, die an der Spitze dieses zaghaft beginnenden Umstrukturierungsprozesses standen.

Redaktionen mit mindestens 4 Journalistinnen			
	Gesamt	Frauen	%
Der Tag	14	4	28,6
Der Abend (mit Nebenausgaben)	43	11	25,6
Die Stunde	20	5	25,0
Neue Freie Presse	83	14	16,9
Wiener Allgemeine Zeitung (mit Nebenausgabe Wiener Mittags-Zeitung)	49	6	12.3
Redaktionen mit 1-3 Journalistinnen			
Arbeiter-Zeitung	Neues Wiener Extrablatt		
Deutsch-österreichische Tageszeitung (mit Vorgängern)	Neues Wiener Journal		
Fremden-Blatt	Neues Wiener Tagblatt		
Illustrierte Kronen-Zeitung	Reichspost		
Jövö	Die Rote Fahne		
Das Kleine Blatt	Wiener Mittagspost		
Der Neue Tag	Wiener Morgenzeitung		
Die Neue Zeitung	Wiener Neueste Nachrichten		
Neues 8 Uhr-Blatt	Wiener Zeitung		

Tabelle 3: Redakteurinnen und Freie Mitarbeiterinnen in Wiener Tageszeitungsredaktionen, 1918-193
Lt. Impressen und diversen biographischen Lexika finden sich Frauen auch in den Redaktionen folgender Tageszeitungen: Dûlnické Listy, Depeschen/Depeschenblatt, Die Frau, Der Morgen, Österreichischer Beobachter, Wiener Zeitung/Wiener Abendpost, Die Zeit
Quellen: *Der Journalist*, **eigene Berechnungen**

Dazu gehören einerseits die ersten beiden langfristig erfolgreichen Zeitungsgründungen in der jungen Republik, *Der Tag* und *Die Stunde*, die eine links-bürgerliche bzw. bürgerlich-demokratische politische Linie verfolgten, sowie andererseits der während des Ersten Weltkriegs gegründete und nach mehreren zensurbedingten Unterbrechungen ab 31. Oktober 1918, also einen Tag nach der Gründung des Staates Deutsch-Österreich wiedererschienene linksradikale *Abend* (mit seinen Nebenausgaben *Das Echo* und *Telegraf*). Für alle drei Zeitungen trifft die als Vorbedingung vermutete Verankerung in einem linken und/oder in einem (sich in der Republik zwischen den ideologischen „Lagern" auf niedrigem Niveau neu formierenden) liberalen Milieu zu. Unterstützte *Der Tag* den kommunalpolitischen Kurs der Wiener Sozialdemokraten aus einer bürgerlichen, nicht aus einer klassenkämpferischen Perspektive, so war es die zunächst konsequente (und erst später abgeschwächte) Verfolgung der

[42] Die Angaben zu Frankreich, Großbritannien und den USA aus: Internationales Arbeitsamt, Lebens- und Arbeitsbedingungen, S. 30, zu Deutschland aus: Sitter, Carmen: *„Die eine Hälfte vergißt man(n) leicht!" Zur Situation von Journalistinnen in Deutschland unter besonderer Berücksichtigung des 20. Jahrhunderts.* Pfaffenweiler 1998, S. 169f. Zu den österreichischen Daten vgl. Tabelle 2.

letztgenannten Richtung, die den *Abend* trotz der ideologischen Nähe immer wieder in eine kritische Haltung gegenüber den Sozialdemokraten brachte. *Die Stunde* hingegen verband mit dem Tag eine klare Unterstützung der demokratisch-republikanischen Staatsform. Zwar positionierte sie sich im bürgerlichen „Lager", bekämpfte aber stets dessen Radikalisierung und rief zu einer Koalition aller demokratischen Kräfte auf. 1934 wurden die Chefredakteure beider Zeitungen, Maximilian Schreier und Josef C. Wirth, abberufen, der *Abend* verboten.[43]

Standen diese drei Zeitungen vor der Herausforderung, sich neu am Markt zu positionieren und gegen bestehende Blätter mit der Erschließung von teilweise anders strukturierten Publikumsschichten durchzusetzen, so waren die anderen beiden Zeitungen in der Spitzengruppe, die *Neue Freie Presse* und die *Wiener Allgemeine Zeitung* mit der seit 1905 angeschlossenen *Wiener Mittags-Zeitung*, in den ersten Jahren der Republik mit der schwierigen Situation konfrontiert, ihre Zielgruppe neu zu orten. Beide Zeitungen standen in der Tradition der „großen" liberalen Presse mit weit in die Habsburgermonarchie zurückreichenden Wurzeln und mussten spätestens anlässlich der Nationalratswahlen 1920 erkennen, dass die von ihnen unterstützten liberalen Parteien durch den Wählerspruch zur politischen Bedeutungslosigkeit verurteilt worden waren, sie also die Position ihres Publikums falsch eingeschätzt hatten. Während der *Wiener Allgemeinen Zeitung* der Aufbau neuer Publikumsbindungen durch eine immer entschiedenere Hinwendung zur Sozialdemokratie gelang (ablesbar an den steigenden Auflagenzahlen), war die *Neue Freie Presse* mit einer stärkeren Öffnung nach rechts weniger erfolgreich und versuchte, diesen Kurs zu Beginn der 1930er Jahre mit einer prononciert anitifaschistischen Haltung zu korrigieren. Ihre kontinuierlichen Auflagenverluste konnte sie aber nicht stoppen. Beide Zeitungen entsprechen somit einerseits der erwarteten journalistisch-organisatorischen Prämisse und waren andererseits aus unternehmerischer Sicht gezwungen, sich den sich verändernden gesellschaftlichen und soziodemographischen Rahmenbedingungen zu stellen.[44]

Mit Ausnahme des *Abend* rekrutierten und bedienten alle genannten Zeitungen „ein Journalistenpotential und Leserspektrum, das sich weder den ‚Roten' noch den ‚Schwarzen' zugehörig fühlte, also nicht von einem geschlossenen marxistischen oder katholischen Weltbild her das Zeitgeschehen interpretiert sehen wollte".[45] Vielmehr versuchten sie, auf Zielgruppen zu fokussieren, die in einem ähnlichen politisch-kulturellen Segment zu lokalisieren sind: von linksrepublikanischen, bürgerlichen SozialreformerInnen über Kultur- und Wirtschaftsliberale hin zu TrägerInnen verfassungsliberaler Positionen. Da sich dieses Segment während der Ersten Republik zu einem großen Teil erst ausbildete, ist zu vermuten, dass es neue, bislang vom öffentlichen Diskurs eher ausgeschlossene Gruppen umfasste, zu denen potentiell auch jene Frauen gehörten, deren Lebensrealität in zunehmendem Maß von außerhäuslicher beruflicher Tätigkeit bestimmt wurde. In diesem Zusammenhang muss betont werden, dass alle anderen, aus der Tradition des klassischen Liberalismus stammenden und daher vom politischen Wandel betroffenen Wiener Tageszeitungen nach 1920 mehr oder minder stark nach rechts schwenkten[46] und keine der anderen, während der Republik gegründeten, langfristig erfolgreichen und parteiunabhängigen Tageszeitungen eine linke oder liberale redaktionelle Linie verfolgte (mit Ausnahme der von der Jüdischen Zeitungs- und Verlags-GmbH herausgegebenen, auf ein spezifisches Publikumssegment zugeschnittenen *Wiener Morgenzeitung*). Auch der *Abend* fügt sich in dieses Bild. Als linkssozialistisches Blatt musste er sein Publikum jenseits des parteigebundenen Kernmilieus erschließen, während die dort operierende sozialdemokratische Parteipresse keinen höheren Frauenanteil aufwies als ihr konservatives Pendant (jeweils etwas über 7 Prozent).[47] Ein in den beiden Hypothesen formulierter handlungsleitender

[43] Zu den genannten Zeitungen vgl. Seethaler, Josef / Melischek, Gabriele: *Demokratie und Identität. Zehn Jahre Republik in der Wiener Presse 1928*. Wien 1993. *Die Stunde* und *Der Tag* erschienen übrigens 1930/31 vorübergehend im selben Verlag, was erneut ihre Nähe, aber auch die damit notwendigerweise verbundene gegenseitige Abgrenzung deutlich macht.

[44] Vgl. zu den in diesem Abschnitt genannten Zeitungen: Matis, Herbert / Melischek, Gabriele / Seethaler, Josef: *Versäumte Konsolidierung. Medien und politische Parteien in der Ersten Republik*. In: Kopetz, Hedwig / Marko, Joseph / Poier, Klaus (Hrsg.): *Soziokultureller Wandel im Verfassungsstaat: Phänomene politischer Transformation. Festschrift für Wolfgang Mantl zum 65. Geburtstag. Bd. 2.* Wien, Köln, Graz 2004, S. 881-897, S. 887-889.

[45] Lehnert, Detlef: *Politisch-kulturelle Integrationsmilieus und Orientierungslager in einer polarisierten Massengesellschaft*. In: Tálos, Emmerich et al. (Hrsg.): *Handbuch des politischen Systems Österreichs. Erste Republik 1918-1933*. Wien 1995, S. 431-443, S. 440.

[46] Auch das *Neue Wiener Tagblatt* schwenkte stärker als die *Neue Freie Presse* zu einer Öffnung nach rechts; zur letzten demokratischen Wahl im April 1932 waren es im bisher für bürgerliche Parteien votierenden Zeitungsspektrum nur die *Neue Freie Presse* und *Die Stunde*, die vor einem Erstarken der Nationalsozialisten warnten (vgl. Matis / Melischek / Seethaler, *Konsolidierung*, S. 888).

[47] Im Sektor der Parteipresse war der Frauenanteil mit 4

Einfluss von redaktioneller Linie und unternehmerischer Marktorientierung scheint also dann gegeben gewesen zu sein, wenn beide Faktoren *gemeinsam* auftraten; für keine der beiden Hypothesen konnten Indizien für ihre alleinige Gültigkeit gefunden werden.

Kollektivbiographische Ergebnisse

Für eine erste Annäherung an die Frage, *wem* das Recht und die Autorität neu zugeschrieben wurde, journalistisch zu agieren, wurde auf der Basis der oben beschriebenen biographischen Recherchen ein Datenpool von insgesamt 113 als Journalistinnen und Schriftstellerinnen bezeichneten Frauen erstellt. Da in diesem Beitrag das primäre Interesse jenen (angestellten und freien) Journalistinnen gilt, die einer oder mehreren Zeitungsredaktionen zugeordnet werden können, wurden sie innerhalb des Pools von jenen Frauen unterschieden, die als Schriftstellerinnen – möglicherweise über literarische Korrespondenzen – die Presse mit Gedichten, Novellen und Erzählungen belieferten. In diesem Sinne stehen 61 Journalistinnen 52 Schriftstellerinnen gegenüber.

Die in der Journalistinnen-Gruppe vertretenen Frauen waren Ende 1925, also etwa in der Mitte der Ersten Republik, durchschnittlich 48 Jahre alt.[48] Damit liegen sie nur geringfügig über dem Durchschnittsalter der Wiener JournalistInnen von 46 Jahren, das im Mai vom „Pensionsinstitut für österreichische Journalisten" errechnet worden war. Gruppiert man ihre Geburtsjahrgänge nach Dezennien, so zeigt sich, dass die 1870er und 1880er Jahre die am stärksten besetzten Jahrzehnte bilden (vgl. Abbildung 2). Auch in der Gesamtheit der im Pensionsinstitut Versicherten gehören diese Altersgruppen zu jenen mit den größten Häufigkeiten, allerdings steigt die Zahl der Versicherten in der nachfolgenden Gruppe der 55- bis 70-Jährigen, während der Anteil der zwischen 1855 und 1869 geborenen Journalistinnen sinkt. Bedenkt man, dass beide Quellen einen ähnlichen Bias aufweisen dürften – in biographische Handbücher werden üblicherweise erst Personen ab einem bestimmten Alter aufgenommen, Versicherungen schließen eher arrivierte und damit ältere Menschen ab –, so kann man wohl davon ausgehen, dass unter den Journalistinnen (trotz des höheren Durchschnittsalters) die jüngeren Alterskohorten etwas stärker präsent waren. Dafür spricht auch die Verteilung sämtlicher im Medienbereich angestellter Frauen und Männer aufgrund der Volkszählungsdaten vom Mai 1934 (vgl. Tabelle 4). Im Vergleich zu den Journalistin-

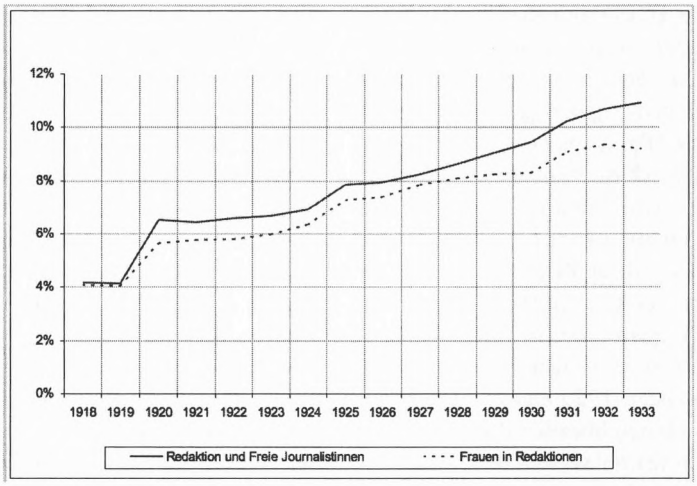


Abbildung 2: Altersgruppen von Wiener Tageszeitungsjournalistinnen und Schriftstellerinnen im Vergleich zu den versicherten JournalistInnen Quellen: diverse biographische Lexika und Datenbanken; Hölzl, Organisation, S. 105 (Angaben des „Pensionsinstituts für österreichische Journalisten", Mai 1926); die Zeitabschnitte folgen der Einteilung bei Hölzl

	Frauen		Männer	
	Gesamt	%	Gesamt	%
20-29 Jahre	12	16,4	109	13,2
30-39 Jahre	27	37,0	249	30,1
40-49 Jahre	21	28,8	229	27,7
50-59 Jahre	8	11,0	165	20,0
60-69 Jahre	5	6,8	54	6,5
über 70 Jahre	0	0,0	21	2,5
Gesamt	73	100,0	827	100,0

Abbildung 2: Altersgruppen von Wiener Tageszeitungsjournalistinnen und Schriftstellerinnen im Vergleich zu den versicherten JournalistInnen Quellen: diverse biographische Lexika und Datenbanken; Hölzl, Organisation, S. 105 (Angaben des „Pensionsinstituts für österreichische Journalisten", Mai 1926); die Zeitabschnitte folgen der Einteilung bei Hölzl

Prozent in den Redaktionen deutschnationaler bzw. nationalsozialistischer Tageszeitungen besonders niedrig.

[48] Die Geburtsorte der Journalistinnen lagen nur zu einem Drittel jenseits der Wiener Stadtgrenze und nur zu etwa zehn Prozent jenseits der Grenzen der Habsburgermonarchie (vor allem in Deutschland). Zu sechs Personen fehlen die entsprechenden Angaben.

nen ist die Gruppe der Schriftstellerinnen um durchschnittlich fünf Jahre älter; unter den Altersgruppen sind hier die in den späten 1850er und 1860er Jahren Geborenen überproportional präsent. Geht man von einem Ausdifferenzierungsprozess aus, in dem die Schriftstellerin das frühere Rollenbild ist, so kann man von einer Verjüngung der in diesem Berufsfeld tätigen Frauen sprechen – ein Trend, der bis heute anhält.[49]

Hinsichtlich des sozialen Backgrounds der Journalistinnen ist generell ein relativ hohes Ausbildungsniveau bemerkenswert. Von den rund 25 Prozent der Journalistinnen, die ein Hochschulstudium begonnen hatten, schlossen es weit über ein Drittel mit einem Doktorat ab, was – ähnlich wie in der Weimarer Republik[50] – einen Anteil von rund zehn Prozent ergibt. Ein ebenso hoher Prozentsatz absolvierte eine Ausbildung als Übersetzerin und knapp sieben Prozent eine als Lehrerin. Ein Blick auf die Biographien unter der Perspektive der redaktionellen Zugehörigkeit zeigt hingegen kaum unerwartete Ergebnisse: Weibliche Redaktionsmitglieder der früheren liberalen „Flaggschiffe", der *Neuen Freien Presse* und des *Neuen Wiener Tagblatts*, stammten überwiegend aus großbürgerlichen Familien, meist gut eingebunden in das kulturelle Leben Wiens, teilweise auch noch in der Tradition der Salonkultur des 19. Jahrhunderts stehend. Herausragendes Beispiel dafür ist etwa Alice Schmutzer, deren Haus Treffpunkt vieler Kulturschaffender und Literaten – wie Arthur Schnitzler, Herman Broch oder Stefan Zweig – war. In den Redaktionen der „mid-market papers" *Wiener Allgemeine Zeitung* und *Der Tag* arbeiteten hingegen, soweit bisher ermittelbar, Frauen aus dem Mittelstand und bei der christlich-sozialen *Reichspost* Frauen aus dem Umfeld des Staatsdienstes. Ausschließlich bei sozialdemokratischen und kommunistischen Blättern findet man auch Journalistinnen aus unterprivilegierten sozialen Schichten, die in ihrem Engagement für die Anliegen der Arbeiterbewegung eine journalistische Tätigkeit als Mittel für deren Durchsetzung nutzten. Oftmals war dieses Engagement verbunden mit der Übernahme wichtiger Funktionen in der Partei, bisweilen in internationalen Organisationen. Prominentestes Beispiel hierfür ist Adelheid Popp[53], Tochter eines Webers und selbst als Dienstmädchen und Näherin tätig, die später sowohl Gemeinde- als auch Nationalratsabgeordnete wurde. Grundsätzlich scheint das Sozialprofil linker Journalistinnen aber heterogener gewesen zu sein als jenes ihrer Kolleginnen bei der bürgerlichen Presse, da sich hier auch Frauen mit großbürgerlichem Hintergrund engagierten. Exemplarisch seien hier etwa Oda Olberg-Lerda[54], Tochter eines hochrangigen deutschen Marineoffiziers, oder die aus einer „begüterten jüdisch assimilierten Familie" stammende und 1942 im Konzentrationslager Ravensbrück ermordete Käthe Leichter genannt.[55]

Beachtenswert ist, dass von den 17 nachweisbaren Aktivistinnen der Frauenbewegung, die vor allem entweder bei den in der Tradition des „klassischen" Liberalismus stehenden Zeitungen oder bei sozialdemokratischen Blättern zu finden sind,[56] 70 Prozent vor 1880 geboren wurden. Dies dürfte durch einen – von Kinnebrock für die Weimarer Republik berichteten – Bedeutungsrückgang der Frauenbewegung im Journalismus zu erklären sein, der dafür spricht, dass für die jüngeren Journalistinnen deren Errungenschaften „bereits selbstverständlich waren und die losgelöst von der Frauenbewegung das journalistische Handwerk erlernt hatten".[57] Dennoch erwies sich auch in Wien (wie in Deutschland) die „Segregation zwischen ‚harten' Männer- und ‚weichen' Frauenressorts [...] als erstaunlich stabil".[58] Rund 60 Prozent der Journalistinnen arbeiteten für das Kulturressort, wenn auch (ablesbar am hohen Anteil jüngerer Geburtsjahrgänge) in zunehmendem Maße als Kritikerin oder Kunstredakteurin. Etwa jede achte Journalistin schrieb, soweit nachweisbar, für Frauen- und Modeseiten; nur vereinzelt gibt es Hinweise auf eine Tätigkeit im Lokalressort. Wenn Frauen im Politikressort Fuß fassen konnten (und dies galt immerhin – wie

[49] Heute liegt das Durchschnittsalter der Frauen in Wien mit 38,3 Jahren unter dem generellen Durchschnitt von 41,2 Jahren (Medienhaus Wien; vgl. Anm. 5).

[50] Kinnebrock, *Frauen*, S. 120.

[51] Zu 35 Journalistinnen fehlen Informationen dieser Art.

[52] Familien von Anwälten, Ärzten, Unternehmern, Offizieren und höheren Beamten.

[53] Vgl. Mördinger, Thomas: *Adelheid Popp. Aus der Rechtlosigkeit in die Gesetzgebung. Eine sozial¬demokratische Frauenkarriere*. Dipl.arb., Wien 2004.

[54] Vgl. Hausjell, Fritz: *Oda Olberg-Lerda. „Die beste sozialistische Journalistin"*. In: *medien & zeit* 1/1987, S. 17-21.

[55] Vgl. Broessler, Agnes: *Käthe Leichter – eine Kommunikatorin, die verstummen musste*. In: *medien & zeit* 1/2004, 33-37; zu jüdischen Journalistinnen in der Ersten Republik vgl. Hecht, Dieter J.: *Nischen und Chancen – Jüdische Journalistinnen in der österreichischen Tagespresse vor 1938*. In: *medien & zeit* 2/2003, S. 31-39.

[56] Maria Assunta Nagl war die einzige (bei der Reichspost beschäftigte) Redakteurin, die Aktivistin der katholischen Frauenbewegung war. Daneben gab es noch vier freie Journalistinnen, die sich in der bürgerlichen Frauenbewegung engagierten.

[57] Kinnebrock, *Frauen*, S. 120.

[58] Kinnebrock, *Frauen*, S. 118f.

heute[59] – für knapp über 20 Prozent), dann war dies in zwei von drei Fällen in der linken Presse. In den bürgerlichen Zeitungen dominierte das traditionelle Bild angeblich „weiblicher" Fähigkeiten.

Resümee

Ziel der berichteten Studie war es, Ausmaß und Bedingungen des Engagements von Frauen im tagesaktuellen Journalismus der Ersten Republik in Wien zu untersuchen. Dabei zeigte sich grundsätzlich ein kontinuierlicher und im Vergleich zum gesamten publizistischen Bereich deutlich höherer Anstieg des Anteils von Journalistinnen, die in den Tageszeitungsredaktionen als angestellte oder freie Mitarbeiterinnen tätig waren. Aufbauend auf machttheoretisch fundierten Überlegungen, wurden in einem zweiten Schritt sowohl auf Seite der Redaktionen als auch auf Seite der Unternehmen (als den beiden primären Machtträgern in den Bereichen der Informationsproduktion und Informationsdistribution) Faktoren definiert, denen das Potential zugeschrieben werden kann, den Status quo journalistischer Machtverteilung zugunsten eines verstärkten Zutritts von Frauen aufzubrechen.
Anhand von Auswertungen sämtlicher verfügbarer Mitgliederdaten der „Organisation Wiener Presse" konnten eindeutige Indizien dafür gefunden werden, dass sich eine linke bzw. linksliberale redaktionelle Linie dann begünstigend auf die Teilhabe von Frauen an journalistischer Macht auswirkte, wenn sich ein Zeitungsunternehmen neu am Markt positionieren musste – sei es mit einem neuen Produkt oder aufgrund veränderter Publikumsstrukturen, die eine Erschließung teilweise neuer Zielgruppen erforderlich machten. In die dadurch für Frauen eröffneten beruflichen Positionen kamen – im Vergleich zu den bisher tätigen Journalistinnen – vor allem durchschnittlich jüngere Frauen, die über ein relativ hohes Ausbildungsniveau verfügten und in ihrer sozialen Herkunft oft (wenn auch keineswegs ausschließlich) dem gesellschaftlichen Hintergrund der jeweiligen Leserschaft entsprachen. Innerhalb der Redaktionen arbeiteten sie primär für das Kulturressort; der (ähnlich heutigen Verhältnissen) 20-prozentige Anteil von Frauen im politischen Ressort ist hingegen nur auf den ersten Blick überraschend. Tatsächlich lässt sich hier von keinem generellen Strukturmerkmal sprechen, da zwei Drittel dieser Journalistinnen für sozialistische Zeitungen tätig waren. Sie können daher in qualitativer (nicht in quantitativer) Hinsicht als Motor der Entwicklung hin zu einem veränderten Berufsbild von Journalistinnen gelten. Zweifellos ist aber in organisationssoziologischer und kollektivbiographischer Hinsicht noch sehr viel (an historischer und inhaltsanalytischer) Forschungsarbeit zu leisten, um die damals – von wenigen Ausnahmen abgesehen – weitgehend zu beobachtende „Ghettoisierung der Frauen innerhalb der Redaktionen"[60] nicht in der Forschung fortzuschreiben.

Josef SEETHALER (1956)
Dr., Studium der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft sowie der Theaterwissenschaft in Wien; Senior Scientist an der Kommission für vergleichende Medien- und Kommunikationsforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Lehrbeauftragter am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien; Forschungsschwerpunkte: Politische Kommunikation, Medien und internationale Beziehungen, Mediensystemanalyse, Medien- und Kommunikationsgeschichte.

Christian OGGOLDER (1967)
Dr.,Studium der Geschichte und Germanistik in Wien; wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Kommission für vergleichende Medien- und Kommunikationsforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften; Forschungsschwerpunkte: Medien- und Kommunikationsgeschichte, Medientheorie, Mediensystemanalyse.

[59] Heute beträgt der Prozentsatz der für das Politikressort arbeitenden Frauen bei Wiener Tageszeitungen 21 Prozent (Medienhaus Wien; vgl. Anm. 5).
[60] Todorow, *Frauen*, S. 94.

Keine „quantité négligeable"

Typologie des Frauenjournalismus um 1900

Barbara Duttenhöfer

1. Einleitung

Die Existenz von Journalistinnen im deutschsprachigen Presse- und Verlagswesen des 19. Jahrhunderts belegen eine Reihe von Publikationen, die seit den 1890er Jahren erschienen sind. Dazu gehören das erzählende *Litterarische Berlin* von Gustav Dahms ebenso wie der Überblick des Mode- und Kunstpublizisten Max Osborn *Die Frauen in der Litteratur und der Presse* aus dem Jahre 1896 oder die nach der Jahrhundertwende publizierte Studie *Die Journalistik als Frauenberuf* der Frauenrechtlerin Eliza Ichenhäuser.[1] Stellten diese Publikationen einzelne Frauenpersönlichkeiten vor und gaben einen Überblick über den damaligen Frauenjournalismus, indem sie auf bestimmte Aspekte wie die Arbeits- und Verdienstsituation von Frauen in der Presse eingingen, hob sich das 1898 von Sophie Pataky herausgebrachte *Lexikon deutscher Frauen der Feder*[2] von den anderen genannten Titeln durch seinen biographisch-bibliographischen Charakter ab.[3]

Die Zahl der aktiven Journalistinnen und die vielfältigen Arten ihres Journalismus gibt Anlass, Frauenjournalismus nicht weiter als vernachlässigbare Größe zu betrachten

Anhand des Journalismuskonzepts, das Sophie Pataky in diesem Lexikon entwickelte, unternimmt es der vorliegende Beitrag, ein Schlaglicht auf die publizistische Bandbreite des Frauenjournalismus für den Zeitraum von 1904 bis zum Ersten Weltkrieg zu werfen. Quellengrundlage für die folgende Fallstudie ist die von 1904 bis 1920 in Berlin erschienene Frauenillustrierte *Die Welt der Frau*. Eine Auswahl der in dieser Zeitschrift arbeitenden Journalistinnen wird über die inhaltliche und formale Analyse ihrer Beiträge als publizistische Typen profiliert, um für eine Typologie des Frauenjournalismus die Grundlage zu schaffen. Damit soll verdeutlicht werden, dass der Frauenjournalismus keine ‚quantité négligeable' darstellte und nicht weiter als vernachlässigbare Größe in der Geschichte des Journalismus betrachtet werden sollte.

Im Folgenden wird Patakys Journalismuskonzept vor dem Hintergrund des damaligen Pressewesens und heutiger Forschung erläutert. Anschließend wird *Die Welt der Frau* als moderne Frauenillustrierte und ihre Redaktion vorgestellt, dann die Fragestellung zur Erfassung der publizistischen Typen entwickelt, bevor die publizistischen Typen in den Mittelpunkt rücken und abschließend ein Fazit gezogen wird.

2. Sophie Patakys „Lexikon deutscher Frauen der Feder"

Angeregt von ihrer zwei Jahre zurückliegenden Teilnahme am Internationalen Frauenkongress an ihrem Wohnort Berlin, beabsichtigte Sophie Pataky ein „... das ganze Gebiet umfassendes Nachschlagewerk ... über die Frauenthätigkeit auf litterarischem Gebiete"[4] zu publizieren. Dies ist ihr in einer beeindruckenden Arbeitsleistung innerhalb von zwei Jahren (1896-1898) gelungen.[5] Um ihr Lexikon zu erstellen, stützte sich Pataky zum einen auf vorhandene Nachschlagewerke, Darstellungen und Zeitschriften.[6] Zum anderen kontaktierte sie etliche Autorinnen selbst

[1] Dahms, Gustav (Hrsg.): *Das Litterarische Berlin. Illustriertes Handbuch der Presse in der Reichshauptstadt.* Berlin 1896; Osborn, Max: *Die Frauen in der Litteratur und der Presse* (in der Reihe *Der Existenzkampf der Frau*, hrsg. von Gustav Dahms). Berlin 1896; Ichenhaeuser, Eliza: *Die Journalistik als Frauenberuf.* Berlin, Leipzig 1905.

[2] Pataky, Sophie: *Lexikon deutscher Frauen der Feder. Eine Zusammenstellung der seit dem Jahr 1840 erschienenen Werke weiblicher Autorinnen nebst Biographien der lebenden und ein Verzeichnis der Pseudonyme.* 2 Bde, Berlin 1898 (Reprint Pforzheim 1987). Vgl. Behnke, Dorothea: *„... dass dem weiblichen Geschlechte an Tapfferkeit, Klugheit, Gelehrsamkeit und andern Haupt-Tugenden gar nichts fehle." Lexika zu Schriftstellerinnen aus dem deutschsprachigen Raum. Bestandsaufnahme und Analyse.* Osnabrück 1999, S. 56.

[3] Vgl. Behnke, *Schriftstellerinnen*, S. 56.

[4] Pataky, *Lexikon*, Bd. 1, S. IX.

[5] Würdigungen neben Behnke: *Schriftstellerinnen*, S. 52-62 bei Kinnebrock, Susanne: *Revisiting journalism as a profession in the 19th century: Empirical findings on women journalists in Central Europe.* In: *Communications* 34 (2009), S. 107-124; über den Teilnachlass vgl. Dagmar Jank: Anmerkungen zum Teilnachlaß von Sophie Pataky (1860-?) im Archiv der Deutschen Frauenbewegung in Kassel. Abruf aus dem Internet am 15.8.09, http://forge.fh.potsdam.de/~ADB/jank/sophie_pataky.pdf.

[6] Vgl. Pataky, *Lexikon, Bd 1*, S. XIII-XV.

und bat sie um Auskunft über persönliche Daten sowie über ihre publizierten Werke. Da der Herausgeberin „eine große Zahl der schreibenden Damen" die Auskunft über ihre schreibende Tätigkeit mit der Begründung verweigerten, dass „sie wohl viel für Zeitschriften und dgl. geschrieben, aber noch kein ‚Buch' herausgegeben"[7] hätten[8], verabschiedete sich Pataky von der ursprünglichen Idee, ihr Werk „Schriftstellerinnenlexikon" zu nennen.[9] Vielmehr griff Pataky bewusst zum metaphorischen und umfassenderen Begriff *Frauen der Feder*[10], um sowohl belletristisch als auch journalistisch tätige Autorinnen zu erfassen. Denn wie sie selbst beobachtete, waren seit den 1870er und insbesondere seit den 1890er Jahren eine große Zahl von Frauen in den verschiedensten Zweigen des Presse- und Verlagswesens organisatorisch und in den unterschiedlichsten literarischen und journalistischen Gattungen schreibend tätig geworden, ohne dass eine größere Öffentlichkeit davon Kenntnis genommen hatte.[11]

„... die schreibende Frau überhaupt, gleichviel in welcher Form sie ihre geistige Thätigkeit mit der Feder zum Ausdruck bringt ..."

Um diese beiden Pole von fiktionaler und nichtfiktionaler Frauenpublizistik einzufangen, ließ sie sich für ihre „Zusammenstellung" von der Konzeption leiten, „die schreibende Frau überhaupt, gleichviel in welcher Form sie ihre geistige Thätigkeit mit der Feder zum Ausdruck bringt, ..."[12] in ihr Lexikon aufzunehmen. Unter dieser „schreibende[n] Frau überhaupt" verstand sie sowohl Herausgeberinnen und Redakteurinnen, als auch Übersetzerinnen, Korrespondentinnen, Schriftstellerinnen und Sachbuchautorinnen, sowie einige wenige Wissenschaftlerinnen und nicht zuletzt Ehefrauen, die „wertvolle[-n] Mitarbeiterin[-nen]" von „schriftstellernden Gatten".[13] Damit hatte Pataky bereits einige Typen von schreibenden Frauen identifiziert.

Soweit sie die entsprechenden Auskünfte erhielt, erfasste sie neben den biographische Daten der von ihr recherchierten oder kontaktierten Frauen ihre Buchtitel, nannte die Presseorgane, in denen die genannten Frauen veröffentlichten und gab die redaktionellen Funktionen an, die manche der Aufgeführten ausübten.[14] Insgesamt gelang es Pataky, in ihrem zweibändigen Werk etwa 6.000 Frauen aufzulisten[15], die seit den 1840er Jahren als Schriftstellerinnen und Journalistinnen tätig waren. Wie eine kürzlich erschienen Studie nachweist[16], führte Pataky für die Zeit, in der das Lexikon erschien (1898), 2.048 noch lebende Schriftstellerinnen an, wovon wiederum 1.133 angaben, als Journalistinnen für die Presse zu arbeiten.

3. Patakys Journalismuskonzept

Von einem zeitgenössischen Kritiker bekam Pataky über ihr zweibändiges Lexikon zu hören, dass sie „jede Frau" in ihrem Lexikon als Journalistin aufgenommen habe, die „einmal irgendwo einen Artikel geschrieben oder verbrochen" hätte.[17] Der hier laut werdende Vorwurf gelegentlicher sowie unprofessioneller, letztlich unseriöser publizistischer Tätigkeit war im Verlagswesen bereits in der Mitte des 19. Jahrhunderts gegenüber Frauen üblich geworden, als sie sich im boomenden literarischen Markt als

[7] Pataky, *Lexikon, Bd 1*, S. X.

[8] Vgl. zu der vielschichtigen und ambivalenten, da häufig abschätzigen Einstellung vieler Autorinnen ihren Publikationen gegenüber, Susanne Kinnebrock: *Schreiben für die politische Öffentlichkeit? Frauen im Journalismus um 1900.* In: Bland, Caroline /Müller-Adams, Elisa (Hrsg.): *Frauen in der literarischen Öffentlichkeit.* Bielefeld 2007, S. 143-167, hier S. 144.

[9] Dies hatte einige Jahre zuvor noch die Österreicherin Marianne Nigg getan, Sophie Pataky hat für ihr Lexikon das Werk von Nigg: *Biographien der österreichischen Dichterinnen und Schriftstellerinnen. Ein Beitrag zur deutschen Literatur in Österreich.* Wien 1893, herangezogen, s. Pataky, *Lexikon, Bd 1*, S. XIVf. Persönlich gekannt scheinen sich die Frauen nicht zu haben; bemerkenswert ist die grundlegende Übereinstimmung in der Konzeption ihrer Werke, vgl. Behnke: *Schriftstellerinnen*, S. 36-51.

[10] Pataky, *Lexikon, Bd. 1*, S. X.

[11] Vgl. Pataky, *Lexikon, Bd. 1*, S. V, S. IX.

[12] Pataky, *Lexikon, Bd. 1*, S. X.

[13] Pataky, *Lexikon, Bd. 1*, S. X; S. VI, S. IX.

[14] Vgl. Lexikoneinträge in Pataky.

[15] Durch die Forschung geistert die Zahl von 600, tatsächlich scheint Pataky etwa 6000 Frauen erfasst zu haben, vgl. Hacker, *Schreibende Frauen*, S. 26, FN 13, während Sitter, Carmen: *„Die eine Hälfte vergisst man(n) leicht,!" Zur Situation von Journalistinnen in Deutschland unter besonderer Berücksichtigung des 20. Jahrhunderts.* Pfaffenweiler 1998, S. 112, für die Jahre von 1840 bis 1890 4.547 Schriftstellerinnen ausfindig gemacht hat. Hacker und Sitter haben allerdings unterschiedliche Reprintausgaben benutzt (ein Berlin-Pforzheimer und ein Berner Reprint), möglicherweise liegt hier die Ursache für die abweichenden Zahlen.

[16] Vgl. Kinnebrock, *Revisiting journalism*, S. 111.

[17] *Centralblatt für Bibliothekswesen.* 15. Jg., Nr. 1/2, (1898), S. 82. Zitiert nach Jacob, Marianne: *Die Anfänge bibliographischer Darstellung der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts. Untersuchungen zur Vorgeschichte des Deutschen Schriftsteller-Lexikons 1830-1880*, Dissertation Humboldt Universität, Berlin, S. 112, FN 138.

Schriftstellerinnen etablierten und ihren männlichen Kollegen zur unliebsamen Konkurrenz wurden.[18] Aus einer heutigen Perspektive lässt der Vorwurf der Unprofessionalität sich leicht als frauenfeindliches Argument gegen die Erwerbs- und Berufstätigkeit von Frauen entlarven. Weiterhin verweist der Vorwurf ungewollt auf eine besondere Qualität von Patakys Lexikon: Es gelang ihr die Vielfalt und Vielseitigkeit weiblichen Schreibens zu erfassen.[19]

Zum ersten korrigiert die von Pataky ermittelte Zahl von über 1.100 Ende der 1890er Jahren aktiven Journalistinnen eindrucksvoll das nach wie vor auch in neueren historischen Darstellungen verbreitete Fehlurteil eines überwiegend von Männern geprägten Journalismus. Jedoch haben etliche Frauen seit seinen Anfängen im 19. Jahrhundert zu seiner Entwicklung beigetragen, ein Befund, der hoffentlich in künftig integrative, die Leistungen beider Geschlechter berücksichtigende, Darstellungen einfließt.[20]

Zum zweiten ist vor allem Patakys offenes Konzept von Journalismus bis heute wegweisend. Denn mit ihrer Figur der „schreibenden Frau überhaupt", die sich in die unterschiedlichsten organisatorisch bzw. inhaltlich tätigen Typen von Journalistinnen wie die Herausgeberin, Schriftstellerinnen oder Sachbuchautorin ausdifferenzierte, gelang es ihr, die vielfältigen Themenfelder, Arbeitsverhältnisse und Tätigkeiten von Frauen im Pressewesen sichtbar zu machen, die sich mit der mehrstufigen Expansion des Pressewesens seit der Mitte des Jahrhunderts ausgebildet hatten.

Waren Frauen seit der Mitte der 19. Jahrhunderts für den Bedarf der entstehenden Massenpresse nach Fortsetzungsromanen als belletristische Schriftstellerinnen gefragt,[21] erweiterte sich ihr publizistisches Wirkungsfeld mit dem Aufschwung des Pressewesens seit den 1870er Jahren erheblich. Vor allem in den 1890er Jahren entstand eine vielgestaltige Frauenpresse, die in den folgenden zwei Jahrzehnten einen Boom erlebte. So vervierfachte sich innerhalb von zwanzig Jahren die Zahl der Einzeltitel an Frauenblättern von 52 im Jahr 1887 auf 215 im Jahr 1914.[22] Zu diesen an ein weibliches Lesepublikum adressierten Presseprodukten zählten die anspruchsvoll verfassten Organe der seit den 1890er Jahren sich etablierenden Frauenbewegung ebenso wie eine Fülle von Berufs- und Verbandszeitschriften.[23] Hinzu kamen die zahlreichen, zunehmend illustrierten Haushalts- und Modeblätter sowie Special-Interest-Zeitschriften etwa über Handarbeiten.[24] Gerade diese populären Blätter erreichten beachtlich hohe Auflagen.[25]

Nicht zuletzt regte der Boom der Frauenpresse auch die etablierte Zeitschriften- und Zeitungspresse an, Leserinnen gezielt mit spezifischen Medienangeboten wie Beilagen, so genannte „Frauenrubriken" oder „Frauenseiten" anzusprechen. Nach 1900 gab es kaum eine große Tageszeitung, die nicht wenigstens sporadisch über ein publizistisches Angebot für Frauen verfügt hätte.[26] Neben diesem ausdifferenzierten publizistischen Arbeitsmarkt, der sich speziell an ein weibliches Publikum richtete und in den Journalistinnen überwiegend hineinströmten, fanden Frauen daneben vor allem im übrigen Zeitschriftensektor Beschäftigung – und auch hierauf hat Pataky hingewiesen. Immer wieder sind in ihrem Lexikon Einträge wie über eine Gräfin Marie Theres Ledochowska zu lesen, die etwa die katholische Monatsschrift *Echo aus Afrika* redigierte.[27]

So paradox es klingen mag: Der Umstand, dass Frauen vielfältigste Genres bedienten und für unterschiedlichste Ressorts und Medien arbeiteten, bedeutet nicht, dass sie in der gesamten Presse vertreten waren. Denn im Vergleich mit der Anzahl an männlichen Journalisten blieben sie nicht nur zahlenmäßig unterrepräsentiert, sie hat-

[18] Vgl. Hacker, *Schreibende Frauen*, S. 97-102.
[19] Vgl. Kinnebrock, *Revisiting journalism*, S. 111.
[20] Vgl. Kinnebrock, *Revisiting journalism*, S. 107, mit Verweis auf die angelsächsische Forschung.
[21] Vgl. Hacker, *Schreibende Frauen*, S. 92-102.
[22] Vgl. Graf, Andreas/Pellatz, Susanne: *Familien – und Unterhaltungszeitschriften*. In: Georg Jäger (Hrsg.): *Geschichte des deutschen Buchhandels im 19. und 20. Jahrhundert*, Bd. 1, Teil 2, Frankfurt a.M. 2003, S. 409-522, Tabelle hier S. 411, zusammengestellt aus Sperlings-Adressbüchern.
[23] Vgl. *Verzeichnis der in Deutschland erscheinenden Frauenzeitschriften und der außerhalb des Bundes Deutscher Frauenvereine organisierten Frauenvereine*. München 1917.
[24] Vgl. Kinnebrock: *Revisiting journalism*, S. 115, Tabelle.
[25] Beispielsweise bewegten sich die Auflagen von *Die Praktische Berlinerin* zwischen 1891 und 1914 von 70 000 bis 120 000 Exemplaren, 1896 erreichte *Die elegante Mode* 60 000 Abonnentinnen und 1914 *Dies Blatt gehört der Hausfrau* eine Auflage von 100 000 Exemplaren, vgl. Lott-Almstadt, Silvia: *Brigitte 1886-1986: Die ersten hundert Jahre. Chronik einer Frauenzeitschrift*. Hamburg 1986, S. 33, S. 69.
[26] Vgl. Osborn: *Litteratur*; Ichenhaeuser: *Journalistik*; Kinnebrock, Susanne: *Anita Augspurg (1857 - 1943): Feministin und Pazifistin zwischen Journalismus und Politik. Eine kommunikationshistorische Biographie*, Herbolzheim 2005.
[27] Art. *„Ledochowska, Marie Theres"*, in: Pataky, *Lexikon, Bd. 1*, S. 487.

ten auch geschlechtsbedingte Nachteile wie geringere Entlohnung, unsichere Auftragslage, diskontinuierliche Beschäftigungslage und die Zuteilung frauenspezifischer Themen wie Erziehung, Mode oder Haushalt zu gegenwärtigen. Gerade in der Zeitungspresse blieben daher den meisten Journalistinnen vor allem die ‚typischen' Männerressorts wie Politik und Wirtschaft sowie feste Anstellungen verschlossen.[28]

Mit Patakys offenem Redaktionskonzept gerieten daher über die wenigen leitenden und fest angestellten Funktionen von Redaktionsmitgliedern hinaus jene zahlreichen Frauen in den Blick, deren Tätigkeit in journalistischen Dienstleistungen wie dem Übersetzen oder in nicht- bzw. außerredaktioneller Arbeit bestand. Das galt für die freie Journalistentätigkeit einer „Korrespondentin" ebenso wie für die bis in die 1890er Jahre häufig unter Pseudonym und von zu Hause aus mitarbeitenden Ehefrauen, Witwen oder auch ledigen Frauen.[29] Denn nur für eine Minderheit von Journalistinnen war die Tätigkeit in der Presse mit einer Festanstellung oder gar einer leitenden Stellung verbunden. Diese Positionen waren in der kommerziellen wie politischen Frauenpresse rar gesät, weshalb die freiberufliche Mitarbeit von Journalistinnen die Regel darstellte.[30]

Aktuelle Forschungen zeigen, wie sehr die unbewusst übernommenen Kriterien der Festanstellung und Vollzeitbeschäftigung von männlichen Erwerbstätigkeitsmustern geprägt sind und Frauen mit ihren abweichenden Arbeitsverhältnissen bis heute unsichtbar werden lassen.[31] Ebenso richtet sich Patakys Konzept gegen eine Themen- und Medienhierarchie, die überwiegend politisch, männlich besetzte Themen und die entsprechenden Medien für wert befindet, als Journalismus bezeichnet zu werden. Gerade mit der bewussten Einbeziehung von „Zeitschriften aller Art" und „Prospekten"[32] werden damalige Journalistinnen in denjenigen Pressesegmenten sichtbar, wo sie überwiegend arbeiteten. Zudem wird damit der Quellenbestand der kommerziellen, fachspezifischen und populären Zeitschriften gleichrangig neben die politischen Organe gestellt. Damit unterscheidet sich Patakys (frühes) Lexikonkonzept von (späteren) historiographischen und sogar frauengeschichtlichen Perspektiven, die sich auf politisch bedeutsame und prominente Journalistinnen konzentrierten.[33] Dabei sind es nicht zuletzt diese vermeintlich unpolitischen Massenmedien, die weitere gesellschaftliche Themen und Belange verhandeln, ohne deren Berücksichtigung die gesellschaftliche Kommunikation und die Struktur von Öffentlichkeit nur unzulänglich beschrieben werden kann.[34]

4. Die *Welt der Frau* als Grundlage für eine Typologie des damaligen Frauenjournalismus

Grundsätzlich ist die Evolution von Medien immer auch mit dem Aufkommen neuer Medientypen und neuer medialer Berufsfelder verbunden.[35] Ein solch neuer Medientyp stellte *Die Welt der Frau* dar, als sie 1904 als Frauenbeilage des ehemals erfolgreichen deutschsprachigen Familienblatts *Die Gartenlaube* von August Scherl auf den Markt gebracht wurde. Der Berliner Großverleger hatte unmittelbar zuvor *Die Gartenlaube* erworben und beabsichtigte mit dieser Frauenbeilage und weiteren illustrierten Beilagen das in die Jahre gekommene Familienblatt zu modernisieren, um auf dem dynamischen Zeitschriftenmarkt konkurrenzfähig zu bleiben. Daher wurde sie im Format der neuen Frauenillustrierten herausgegeben, jenes um 1900 entstehenden Zeitschriftentyps im Segment der Frauenpresse, dessen formal-inhaltliches Redaktionskonzept von den zeitgleich aufkommenden fotobasierten Publikumszeitschriften wie der *BIZ (Berliner Illustrierte Zeitung)* oder *Der Woche* beeinflusst war.[36]

[28] Vgl. Requate, *Journalismus*, S. 196; Barbara Duttenhöfer: *Innovationen um 1900: Investigativer Journalismus, Frauenjournalismus, Visualisierung*. In: Clemens Zimmermann (Hrsg.): *Politischer Journalismus. Öffentlichkeiten und Medien im 19. und 20. Jahrhundert*, Stuttgart 2006, S. 139-168, hier S. 156; Kinnebrock: *Revisiting journalism*, S. 117f.

[29] Vgl. Pataky, *Lexikon, Bd. 1*, S. VIII.

[30] Vgl. Graf / Pellatz: *Familien – und Unterhaltungszeitschriften.*, S. 465f.: 1908 wurden von 188 Frauenzeitschriften 59 (30%) von Heraus- und Redakteurinnen betreut.; vgl. Ichenhaeuser: *Journalistik*, S. 3-6, sie geht 1895 von 410 deutschen Journalistinnen aus.

[31] Vgl. Kinnebrock, *Revisiting journalism*, S. 108, S. 118.

[32] Pataky, *Lexikon, Bd. 1*, S. VII, S. X.

[33] Vgl. Duttenhöfer, *Innovationen um 1900*, hier S. 156.

[34] Vgl. Kinnebrock, *Revisiting journalism*, S. 117f., vgl. Zimmermann, Clemens: *Die Zeitschrift - Medium der Moderne. Publikumszeitschriften im 20. Jahrhundert*. In: Ders. / Schmeling, Manfred (Hrsg.): *Die Zeitschrift - Medium der Moderne. Deutschland und Frankreich im Vergleich./La Presse magazine, un média de l'époque moderne. Etude comparative France-Allemagne*. Bielefeld 2005, S. 15-42, hier S. 19f.

[35] Vgl. Klaus, Elisabeth: *Journalist und Journalistin zugleich*. In: *Ariadne. Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte* (November 2004, Heft 44), S. 14-21, hier S. 14.

[36] Eine Untersuchung über die genauen Gründungsumstände ist von der Autorin in Vorbereitung, Barth, Dieter: *Zeitschrift für alle: Das Familienblatt im 19. Jahrhundert. Ein sozialhistorischer Beitrag zur Massenpresse in Deutschland*. Münster 1974, S. 333-337 über den

Ihre große Attraktivität gewannen die bald sehr erfolgreichen Frauenillustrierten wie *Die Welt der Frau*, *Die Dame* oder *Die Praktische Berlinerin* durch ihre fotobasierte Präsentationsform. In den Ausgaben war eine Großzahl der Artikel zunehmend mit Fotografien illustriert und ein bewusst eingesetztes Layout trug dazu bei, Text und Bild zu einer narrativen Einheit zu verbinden. Inhaltlich bestand die Besonderheit der *Welt der Frau* darin, die Themen der ‚klassischen' Hausfrauenzeitschriften mit den Themen der politisch-beruflichen Bewegungsorgane in einer Konsequenz zu kombinieren, die über die bisherige Präsentation verschiedener Inhalte im Pressewesen hinausging. Zwar kamen auch in Frauenbewegungsblättern wie *Die Frau* regelmäßig Lyrik und Belletristik zum Abdruck, aber nach wie vor war es weitgehend üblich, dass spezifische Pressetypen wie die im Kleinformat von intellektuellen Rundschauen publizierten Bewegungs- und Berufsblätter politisch-gesellschaftliche Inhalte, dagegen Hausfrauen- und Modeblätter überwiegend informativ-unterhaltende Inhalte präsentierten.[37] Auf den Seiten der *Welt der Frau* wurden dagegen Artikel über die Aktivitäten der Frauenbewegung abwechselnd mit Beiträgen über Mode, Haushalt und Belletristik, Kunst oder Frauengeschichte veröffentlicht. Diese inhaltliche Bandbreite war ausschlaggebend dafür, dass *Die Welt der Frau* weit mehr als eine ‚traditionelle', weitgehend unpolitische Frauenillustrierte war, da sie tendenziell die Inhalte und Forderungen der bürgerlichen Frauenbewegung verfocht und politisch liberal bis konservative Positionen vertrat; erst im Laufe des Krieges nahm das Blatt eine nationalistische Haltung ein.

Aufgrund ihres formal-thematisch innovativen Redaktionskonzepts ist zu erwarten, dass sich eine große Zahl von Typen des zeitgenössischen Frauenjournalismus in der *Welt der Frau* ausmachen lässt, und es bietet sich an, in einer Fallstudie die Patakys Journalismuskonzept für die Dekaden nach der Jahrhundertwende auf ihre Redaktion anzuwenden. Konkret soll im Folgenden die Frage beantwortet werden, wie sich Patakys inhaltlich-funktionelle Typologie des deutschsprachigen Frauenjournalismus aus den 1890er Jahren bis in den Ersten Weltkrieg hinein verändert hat. Lassen sich die von ihr aufgeführten publizistische Typen noch finden, sind einige verschwunden, haben sich möglicherweise aufgrund der Dynamik des Pressewesens neue ausgebildet?

Ausschlaggebend für die publizistische Typenbestimmung sind die Merkmale Thematik, journalistisches Genre und ob das spezifische Themengebiet und damit der publizistische Typ mit einer gewissen Kontinuität in der *Welt der Frau* auftrat. Zunächst folgt ein Überblick über die Redaktion der Frauenbeilage, um anschließend einige von ihren Journalistinnen über ihre publizierten Texte und weiterer biografischer Informationen beispielhaft als publizistische Typen zu profilieren.

Aktuelle Forschungen zeigen, wie sehr die unbewusst übernommenen Kriterien der Festanstellung und Vollzeitbeschäftigung von männlichen Erwerbstätigkeitsmustern geprägt sind

5. Die Redaktion von *Die Welt der Frau*

Wie eine Untersuchung mehrerer Jahrgänge ergeben hat[38], entspricht die redaktionelle Beschäftigungsstruktur den zeitgenössischen Verhältnissen im damaligen Journalismus:[39] Nur ein kleiner Teil der Journalistinnen war fest angestellt, der Großteil von ihnen hat freiberuflich für die *Die Welt der Frau* geschrieben. So haben von den jährlich etwa 155 überwiegend weiblichen Personen, die in der *Welt der Frau* publizierten, die meisten lediglich einmal in der Frauenbeilage veröffentlicht.[40] Es lässt sich nur eine kleine Gruppe von etwa 20 Personen feststellen, die kontinuierlich bei der *Welt der Frau* mitarbeitete. Der eigentliche Redaktionsstab scheint noch kleiner gewesen zu sein, sicher ist, dass Lotte Gubalke von 1904 bis 1920 als verantwortliche Redakteurin der *Welt der Frau* fungierte.
Auch das Bildungs- und Sozialprofil weist die

Erwerb der *Gartenlaube* durch A. Scherl; neuere Arbeiten über *Die Gartenlaube* betrachten sie fast ausnahmslos für den Zeitraum bis 1900 – dabei ist sie bis 1944 erschienen, vgl. Kae-Baek, Ko: *Wissenschaftspopularisierung und Frauenberuf: Diskurs um Gesundheit, hygienische Familie und Frauenrolle im Spiegel der Familienzeitschrift Die Gartenlaube in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.* Frankfurt a.M. u.a. 2008.

[37] Kinnebrock, *Schreiben für die politische Öffentlichkeit?*, S. 147.

[38] Laut dem Inhaltsverzeichnis ließen sich pro Jahrgang folgende Zahl von Journalistinnen in „*Die Welt der Frau*" ermitteln: 1905: 125; 1908: 145; 1914: 169; 1916:156.

[39] Vgl. Kinnebrock, *Revisiting journalism*, S. 113f.

[40] Dieses Ergebnis bezieht sich auf die Friedensjahre, ab 1917 nahm die Zahl der Journalistinnen wie auch der Umfang der *Welt der Frau* erheblich ab.

zeitgenössisch typische Homogenität auf.[41] Die Journalistinnen stammten überwiegend aus bildungs- bis großbürgerlichen Beamten-, Pfarrers- oder Unternehmerfamilien, hinzu kamen einige adlige Journalistinnen. Ihre soziale Herkunft erklärt auch ihre gute Allgemeinbildung, viele verfügten beispielsweise über Fremdsprachenkenntnisse und teilweise ging ihrer Journalistentätigkeit wie bei Agnes Harder eine Tätigkeit als Erzieherin oder Lehrerin voraus. Was ihr publizistisches Profil betrifft, verfassten viele der Frauen vor, gleichzeitig oder nach ihrer Journalistinnentätigkeit belletristische Werke und schrieben für mehrere Organe gleichzeitig.

6. Typologie des Frauenjournalismus um 1900

6.1 Der Typus der Redakteurin

Die 1859 geborene Pfarrerswitwe Antonie Gubalke entstammte dem evangelischen Bildungsbürgertum und veröffentlichte unter dem Pseudonym Lotte Gubalke zunächst Gedichte, Frauenromane und Mädchenbücher. Erfahrungen in leitenden Redaktionsfunktionen hat sie nachweisbar seit 1903 beim Berliner „Verlag Hausfrau" sammeln können. Möglicherweise hat ihr diese Tätigkeit den Weg zur Chefredakteurin der *Welt der Frau* von 1904 bis Anfang der 1920er Jahre geebnet. Dagegen nahm die Funktion des Herausgebers der „Gartenlaube" und ihrer Frauenbeilage über den gesamten Erscheinungszeitraum ein Mann wahr.[42] Gubalke publizierte ihre Belletristik auch während ihrer Tätigkeit als Chefredakteurin weiterhin in Buchform, jedoch nur hin und wieder in der Frauenzeitschrift selbst, zudem gab sie mehrmals die Anthologie *Scherls Jungmädchenbuch* heraus, in dessen Verlagskonzern auch *Die Welt der Frau* erschien.[43]Für die Frauenillustrierte verfasste sie lediglich hin und wieder Artikel über Kindererziehung, Frauen in der Geschichte und Leitartikel.[44] Ihre leitende Stellung legt es nahe, dass ihre hauptsächliche Tätigkeit in der Organisation der Zeitschriftenausgaben, dem Redigieren der Beiträge und Rubriken bestand. Nicht zuletzt hat sie wohl auch die redaktionellen Sonderaktionen wie die mehrmals veranstalteten Preisausschreiben geplant und umgesetzt.[45]

6.2 Der Typus der Korrespondentin

Der Typ der Korrespondentin war seit den 1890er Jahren häufig in den Organen der Frauenbewegung und Modeblättern anzutreffen. Dabei handelte es sich wie bei der 1859 in Berlin geborenen Henriette Jastrow[46] um Publizistinnen, die Reisen oder auch längere Auslandsaufenthalte nutzten, um meist für mehrere einheimische wie ausländische Presseorgane gleichzeitig zu arbeiten. Nachdem sie von 1893 bis 1895 als „General-Sekretärin des Hilfsvereins für weibliche Angestellte" in Berlin tätig war, muss sie ihr frauenpolitisches Engagement vor der Jahrhundertwende nach London geführt haben. Über die deutschen Zustände schrieb Jastrow für mehrere dort ansässige Blätter wie *The Fortnightly Review* und *The Women's Trades Union Review*, zum anderen war sie Mitarbeiterin der *Berliner Illustrierten Frauenzeitung* im Verlag Lipperheide. Zwar erschienen in der *Welt der Frau* über die Frauenbewegungen anderer Länder sporadisch Artikel, aber weitere politische Korrespondentinnen sind neben Jastrow nicht nachweisbar. Bezeichnend ist, dass Jastrow sehr wohlwollend über die in Deutschland verpönten „Sufragetten" berichtete[47].

Neben der politischen Korrespondentin trat in der *Welt der Frau* ein thematisch verwandter Korrespondentinnentyp auf, die Kultur- und Reisejournalistin. Auch diese Frauen reisten vor Ort, um den Leserinnen einen Eindruck von anderen Ländern oder Kulturen, speziell auch vom Lebensalltag der dort lebenden Frauen zu geben. So verfasste die Schriftstellerin Katharina Zitelmann (1844-1926)[48] Novellen und Romane, bevor sie nach dem Tode des Vaters 1889 ausgedehnte Reisen über Europa hinaus unternahm und Reisebe-

[41] Vgl. Duttenhöfer, *Innovationen*, S. 153; Kinnebrock, *Revisiting journalism*, S. 113.

[42] Vgl. Art. *„Gubalke, Lotte"*. In: *Kürschners Deutscher Literatur-Kalender 1903-1924*, vgl. Art. *„Tischer, Hermann"*. In: *Kürschners Deutscher Literatur-Kalender 1904*, Sp. 603; *Die Gartenlaube* 1904, S. 984.

[43] Von 1902 - 1913 erschienen acht Einzeltitel von ihr, s. Art. *„Gubalke, Lotte"*. In: *Kürschners Deutscher Literatur-Kalender* 1913, S. 590.

[44] Gubalke, Lotte: *Aufklärung*. In: *Die Welt der Frau 1912*, S. 813f.; Dies.: *Beghinenhäuser in Gent*. In: *Die Welt der Frau 1914*, S. 600f.; Dies., *Haß und Neid*. In: *Die Welt der Frau 1915*, S. 145f.

[45] Vgl. Inhaltsverzeichnis *Die Welt der Frau* 1905.

[46] Art. *„Jastrow, Henriette"*. In: *Pataky: Lexikon, Bd. 1*, S. 398.

[47] Jastrow, Henriette: *Die erneute Tätigkeit der Suffragetten in England*. In: *Die Welt der Frau* 1911, S. 60-62; Dies.: *Die Frau im britischen Inselreiche*. In: *Die Welt der Frau* 1911, S. 401f.

[48] Art. *„Zitelmann, Katharina"*. In: Budke, Petra / Schulze, Jutta: *Schriftstellerinnen in Berlin 1871 bis 1945. Ein Lexikon zu Leben und Werk*. Berlin 1995, S. 386f.

richte zu publizieren begann.[49] Standen Zitelmanns Artikel in der Tradition der länder- und volkskundlichen Berichte der Familienzeitschriften[50], ließ eine größere Gruppe von Beiträgen anderer Korrespondentinnen eine emanzipatorische Reisepublizistik erkennen.[51] Sie nahmen die Form von modernen Reiseführern vorweg, indem sie kulturgeschichtliche Informationen mit praktischen und erfahrungsgesättigten Ratschlägen über beste Reisezeiten, preiswerte Unterkünfte und die angemessene Entlohnung für „Droschkenfahrten"[52] verbanden. Ziel war es, die Leserinnen zum selbstständigen Reisen auch ins Ausland zu bewegen. Im Jahr 1912 etwa schickte Dorothee Goebeler (1867-1945)[53] mehrmals „Frauen auf Reisen", denn „es ‚geht' doch – es ‚gehen' noch ganz andere Reisen in dieser Zeit, die der Frau soviel Bewegungsfreiheit gab."[54] Die erfahrene Journalistin, die seit den 1880er Jahren ständige Mitarbeiterin in etlichen Blättern von August Scherl war und seit 1904 als Redakteurin der *Berliner Hausfrau* fungierte, gehörte wie Zitelmann zu denjenigen Journalistinnen, für die Reisefeuilletons nur ein Genre ihrer journalistischen Tätigkeit darstellten. In der *Welt der Frau* veröffentlichte Goebeler vor allem Belletristik und feuilletonistische Zeitbetrachtungen mit nationalistischem Unterton.[55]

6.3 Der Typus der politischen Publizistin der Frauenbewegung

In der *Welt der Frau* haben regelmäßig bekannte Persönlichkeiten der bürgerlichen Frauenbewegung wie Helene Lange, Alice Salomon, Else Lüders oder Helene Stöcker über Bildung, Erwerbstätigkeit und gesellschaftliche Partizipation von Frauen publiziert. Nicht allein, dass die meisten von ihnen gewohnt waren, in der Öffentlichkeit aufzutreten. Jede dieser Frauen verfügte auch über eine profunde journalistische Praxis, da sie in den vielen unterschiedlichen Vereins- und Verbandsblättern ihre durchaus sehr kontroversen Standpunkte publizierten und miteinander um das beste Emanzipationsmodell debattierten. Zudem übten etliche von ihnen wie Helene Lange auch selbst herausgebende und redaktionelle Funktionen in bedeutenden Bewegungsorganen aus. Ihre Publikationstätigkeit in kommerziellen Illustrierten wie der *Welt der Frau* sowie in ‚allgemeinen', von Männern geleiteten Presseorganen, ist hier im Zusammenhang des zeitgenössischen Frauenjournalismus von Bedeutung. Denn sie korrigiert das Bild der von der übrigen Medienöffentlichkeit separiert agierenden politischen Publizistinnen. So grundlegend ihre Publikationstätigkeit in den politisch-beruflichen ‚Fach'-Organen für die Binnenkommunikation, Organisationskultur und Schlagkraft der Frauenbewegung war, so wichtig erwies es sich, diese Standpunkte in der sich modernisierenden Gesellschaft des Kaiserreichs auch medial zu präsentieren, in der das Pressewesen eine nie gekannte Bedeutung zur Vermittlung gesellschaftlicher Themen erlangte.[56] Ganz konkret erhöhte die Publikation in der kommerziellen, auflagenstarken Presse den publizistischen Wirkungskreis einer Eliza Ichenhäuser, die 1905 in einem Artikel für Mutterschutzbestimmungen für Arbeiterinnen eintrat.[57] Neben Artikeln wie diesen, die auf einer breiten Quellenbasis sachlich informierten, um dann engagiert Stellung zu beziehen, erschienen Leitartikel, die zu Jahresbeginn den Stand der Frauenbewegung allgemein resümierten[58] oder sich in aktuelle Debatten einmischten, etwa, wenn sich Käthe Schirmacher gegen das „böswillige Schlagwort ... vom Bankrott der Berufsfrau"[59] zur Wehr setzte.

6.4 Der Typus der Fach- und Servicejournalistin

Als ‚Fachfrau' für Handarbeiten tat sich in der *Welt der Frau* Hermine Steffahny[60] hervor. Ihre Lebensdaten sind unbekannt, aber Anfang der 1890er Jahren hatte sie im Leipziger Verlag Thietmeyer ihr erstes Buch über Stickmuster herausgegeben. Sie nutzte ihre Handarbeitskenntnis-

[49] Katharina Zitelmann: *Indische Tänzerinnen. In: Die Welt der Frau 1904*, S. 253-255; Dies., *Vom häuslichen Leben der Japanerin*. In: *Die Welt der Frau* 1914, S. 323-325.

[50] Vgl. Barth, *Zeitschrift für alle*, S. 224-226.

[51] Vgl. Sabine Holländer: *Reisen – die weibliche Dimension*. In: Michael Maurer (Hrsg.), *Neue Impulse der Reiseforschung*. Berlin 1999, S. 189-210.

[52] Dorothee Goebeler: *Damen auf der Reise durch Italien*. In: *Die Welt der Frau* 1912, S. 635-638, hier S. 637.

[53] Art. *„Goebeler, Dorothee"*, in: Budke / Schulze: *Schriftstellerinnen*, S. 149f.

[54] Dorothee Goebeler: *Frauen auf Reisen*. In: *Die Welt der Frau* 1912, S. 292f., hier S. 292.

[55] Dorothee Goebeler: *Frauen, vor die Front!*. In: *Die Welt der Frau* 1914, S. 318f.

[56] Vgl. Ulla Wischermann: *Frauenbewegungen und Öffentlichkeiten um 1900. Netzwerke, Gegenöffentlichkeiten, Protestinszenierungen*. Königstein 2003.

[57] Eliza Ichenhäuser: *Die Arbeiterinnenfrage. Die Fabrikarbeiterin*. In: *Die Welt der Frau* 1905, S. 129-131, hier S. 131.

[58] Gertrud Bäumer: Die Frauenbewegung im Jahr 1907. In: Die Welt der Frau 1907, S. 818f.

[59] Käthe Schirmacher: *Der Bankrott der im Berufsleben unbefriedigten Frau*. In: *Die Welt der Frau* 1911, S. 641f.

[60] Art. *„Steffahny, Hermine"*. In: *Pataky: Lexikon, Bd. II*, S. 323.

se und publizierte 1907 im bekannten Modeverlag Vobach *Das große Handarbeitsbuch* in zwei Bänden, das bis Anfang der 1920er Jahre mehrere Auflagen erlebte. Zudem gab sie spezielle Ausgaben für Babykleidung und über Mädchenhandarbeiten heraus. In der *Welt der Frau* verfasste sie über Jahre hinweg Handarbeitsanleitungen für Kleidung und häusliche Dekoration, informierte, wie Sportmützen zu häkeln, Lampenschleier oder Osterkörbchen herzustellen seien.[61]

6.5 Der Typus der Feuilletonjournalistin

Feuilletonartikel, die von persönlichen Erfahrungen ausgingen und allgemeine Zeitbetrachtungen anstellten, veröffentlichte über den gesamten Erscheinungszeitraum der *Welt der Frau* Rosalie Braun-Artaria.[62] Die 1840 in Mannheim geborene Verlegertochter gehörte zu den ältesten und sehr erfahrenen Publizistinnen der Frauenillustrierten und ihre ‚Arbeitsbiographie' kann als typisch für den ‚Allround'-Journalismus von Frauen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts gelten. 1870, nach dem frühen Tod ihres Mannes war Artaria gezwungen, mit Übersetzungen und Privatunterricht den Unterhalt ihrer dreiköpfigen Familie zu sichern. Über ihren Bekannten den Stuttgarter Verleger Adolf Kröner, der die *Gartenlaube* 1878 erworben hatte, gelangte sie in die Redaktion dieses Familienblatts. Zunächst mit der Korrektur von Artikeln und der Rezension von Büchern betraut, verfasste sie bald Skizzen historischer Frauengestalten und kleinere Novellen und erweiterte ihre Themenpalette schließlich um Haushalt und Familie. Als ab 1904 *Die Welt der Frau* als Frauenbeilage der *Gartenlaube* herausgegeben wurde, publizierte sie auch hier. Wahrscheinlich gehörte sie zu den wenigen fest angestellten Mitarbeiterinnen, denn 1914 richtete sie die Rubrik „Dinge, die für die Zeit passen" ein, in der sie Ratschläge „... zum Durchhalten in Haus und Küche"[63] gab. Ihre Artikel waren mehr als bloße Ratgeber für Buchführung, wenn sie die Hausfrau als „neue Frau" propagierte, die „mit Vernunft, Mut und praktische Gaben ... der neuen, schwereren Zeit mit mehr Standhaftigkeit und Tatkraft"[64] begegnete. Sie vertrat die in der bürgerlichen Frauenbewegung virulente Auffassung von der Gleichwertigkeit der Geschlechter, wonach die außerhäusliche Erwerbsarbeit des Mannes und die Familienarbeit der Frau zum Wohle der Gesellschaft gleichwertig anzusehen waren.[65] Daher war es für sie aus einer kulturpessimistischen Sicht bedenklich, wenn Ehefrauen berufstätig wurden und ihre „Kulturaufgabe" der Kindererziehung nicht angemessen wahrnehmen konnten; allerdings akzeptierte sie die Erwerbstätigkeit von Frauen als eine nicht mehr umkehrbare Zeiterscheinung.[66]

6.6 Der Typus der Literatin und Lyrikerin

Die Frauenbeilage der *Gartenlaube* konnte es sich leisten, in ihrem belletristischen Unterhaltungsteil regelmäßig Erzählungen und Gedichte von einigen damals sehr bekannten Schriftstellerinnen wie Frida Schanz[67], Agnes Harder[68] oder Anna Ritter[69] abzudrucken. Häufig durchlebten die Protagonistinnen ihrer Erzählungen die klassischen Etappen eines idealen bürgerlichen Frauenlebens von der Heirat bis zur Mutterschaft und standen für die Werte Bescheidenheit, Tugendhaftigkeit und Opferbereitschaft. Eigene Erfahrungen als junge Ehefrau einer ‚Honoration' sind wohl in eine 1904 veröffentlichte Erzählung von Anna Ritter eingeflossen. Die Autorin schilderte hier eine junge Frau aus der Großstadt als Persönlichkeit, die auf ihre neue Lebenssituation, den Umzug in die Provinz und ihrer neuen gesellschaftliche Stellung als Ehefrau eines Amtsrichters, selbstbewusst zuging und sich durch Zuverlässigkeit, Treuherzigkeit und Humor auszeichnete.[70] Zu schreiben begann Ritter erst einige Jahre nach dem Tod ihres Mannes.

[61] Steffahny, Hermine : *Das Häkeln von Sportmützen*. In: *Die Welt der Frau* 1911, S. 730f.; Dies., *Lampenschleier*. In: *Die Welt der Frau* 1911, S. 524f, ; Dies., *Osterkörbchen*. In: *Die Welt der Frau*. 1910, S. 187f.

[62] Braun-Artaria, Rosalie: *Von berühmten Zeitgenossen. Lebenserinnerungen einer Siebzigerin*. München 1918; Helene Raff, *Rosalie Braun-Artaria*: In: *Die Welt der Frau* 1918, S. 353f.

[63] Raff, *Rosalie Braun-Artaria*, S. 353f.

[64] Artaria, Rosalie: *Von den teuern Zeiten*, In: *Die Welt der Frau 1908*, 75f., hier S. 75.

[65] Vgl. Sachße, Christoph: *Mütterlichkeit und Beruf. Sozialarbeit, Sozialreform und Frauenbewegung*, 1871-1945. Frankfurt a. M. 1986, hier S. 115.

[66] Artaria, Rosalie *Die Frau in der Familie*. In: *Die Welt der Frau* 1910, S. 574f., hier S. 575; vgl. Dies., *Gewinn und Verlust durch die Frauenbewegung*, In: *Die Welt der Frau 1906*, S. 33f.

[67] Art. *„Schanz, Frida"*. In: *Pataky: Lexikon, Bd. II*, S. 299-231; Art. *„Schanz, Frida"*, in: Budke / Schulze: *Schriftstellerinnen*, S. 316-322.

[68] Art. *„Harder, Agnes"*. In: *Pataky: Lexikon, Bd. I*, S. 312f.; Art. „Harder, Agnes", In: Budke / Schulze: Schriftstellerinnen, S. 161-163.

[69] Art. *„Ritter, Anna"*. In: *Pataky: Lexikon, Bd. II*, S. 195f.; Art. *„Ritter, Anna"*, In: Budke / Schulze: *Schriftstellerinnen*, S. 301f.

[70] Anna Ritter: *Was eine Großstädterin aus der Kleinstadt schrieb*. In: *Die Welt der Frau* 1904, S. 122-123.

Da sie schon mit ihrer ersten Gedichtsammlung einen großen Erfolg erzielte, wurde ihre Lyrik bald in vielen Zeitschriften abgedruckt, sodass sie im Unterschied zu Artaria seit Beginn ihrer publizistischen Tätigkeit ihre eigenen literarischen Werke veröffentlichen konnte und nicht über den Umweg von redaktionellen Dienstleistungen gehen musste.

6.7 Der Typus der Modejournalistin

Mode, das klassische Thema einer Frauenzeitschrift, wurde den Leserinnen in der *Welt der Frau* über Modezeichnungen mit Erläuterungen und Beschreibungen zur Selbstanfertigung nahe gebracht. Während diese informativen Artikel im Serviceteil der Frauenzeitschrift nicht namentlich gekennzeichnet waren, erschien darüber hinaus eine Reihe von gezeichneten Beiträgen, die in unterhaltendem Ton Auskunft über die rechte Kleidung gaben, über Accessoires und Schönheitspflege diskutierten und sich etwa der „Kunst des Kleiderraffens“[71], widmeten. Im Unterschied zu Konkurrenzblättern wie Ullsteins *Dies Blatt gehört der Hausfrau* verfügte *Die Welt der Frau* aber über keine eigene Modekolumnistin, die wie die Ullstein-Redakteurin Elsa Herzog das jeweils „Allerneueste aus Paris“[72] kommentierte und zur tonangebenden Ratgeberin der Leserinnen wurde. Dennoch waren einige Publizistinnen wie H. v. Beaulieu und Ola Alsen[73], letztere zählte später zu den bekanntesten Modejournalistinnen Berlins, über einen längeren Zeitraum in der Frauenzeitschrift nachweisbar. Aufgeschlossenheit der Reformmode gegenüber und Akzeptanz der konventionellen Mode waren die modischen Grundsätze dieser Publizistinnen, die das Leitbild der eleganten, selbstbewusst-emanzipierten Dame propagierten. Mode war als Mittel akzeptiert, um die Individualität zu unterstreichen. Denn eine Dame war eine „Frau von Kultur“, die als „Einzelpersönlichkeit“ nicht „wahllos alles trägt“, sondern „... ihren eigenen Stil zu bewahren“ wisse, „indem sie einen Kompromiss schließt zwischen Mode und persönlichem Geschmack.“[74]

6.8 Der Typus der Pressefotografin

Über den in den ersten Jahren nach der Jahrhundertwende entstandenen Typ der Pressefotografin lässt sich die frauenjournalistische Typenpalette Sophie Patakys noch erweitern. Sie selbst konnte ihn nicht erwähnen, weil er just zur Zeit der Herausgabe ihres Lexikons erst im Entstehen begriffen war. Ungeachtet der Tatsache, dass seit Ende der 1890er Jahre Fotografien von professionellen Fotografinnen neben denen ihrer männlichen Kollegen in der Presse erschienen,[75] charakterisiert die Forschung den um 1900 neuen Berufsstand des Pressefotografen weitgehend ‚männlich'.[76] Dagegen wird das Aufkommen der ersten Pressefotografinnen überwiegend in der Zeit der Weimarer Republik angesetzt.[77] Wie eine vorläufige Stichprobenuntersuchung des Bildmaterials der *Welt der Frau* zeigt, wurden in dieser Frauenzeitschrift zur Illustration von Artikeln von mindestens drei Frauen Fotografien abgedruckt,[78] die hinsichtlich ihrer fotografischen Genrezuordnung und Illustrationspraxis dem avancierten Standard des zeitgenössischen, ‚männlichen' Fotojournalismus nach 1900 entsprachen.[79] Es kann daher vermutet werden, dass in der übrigen Illustriertenpresse noch weitere Pressefotografinnen der ‚ersten Generation' dieses um 1900 neuen Berufsstandes ausfindig zu machen wären.

Als eine der ersten Bildjournalistinnen für ‚Lifestyle' kann Helene von Schroetter bezeichnet werden. Von ihr ist bisher nichts weiter bekannt,

[71] Vgl. *Schönheitspflege*. In: *Die Welt der Frau* 1904, S. 80f.; O. Wohlbrück, *Die Kunst des Anziehens*. In: *Die Welt der Frau* 1909, S. 4f., L. Bürkner: *Die individuelle Note in der Frauenkleidung*, in: *Die Welt der Frau* 1909, S. 85f.; M. Ensberg: *Die Frau und ihr Geschmack*. In: *Die Welt der Frau* 1909, S. 150f; A. von Wartenberg: D*ie Kunst des Kleiderraffens*. In: *Die Welt der Frau* 1904, S. 78-80.

[72] Über Elsa Herzog vgl. Lott-Almstadt, *Brigitte*, S. 63.

[73] Über H. v. Beaulieu ließen sich bisher keine biographischen Daten ausfindig machen; vgl. Art. *„Alsen, Ola“*. In: Budke / Schulze: *Schriftstellerinnen*, S. 23-25.

[74] H. v. Beaulieu, *Geistige Strömungen in der modernen Frauentracht*. In: *Die Welt der Frau* 1913, S. 49-52, hier S. 50.

[75] Vgl. Foth, Heike: *Fotografie als Frauenberuf (1840-1913)*. In: Herz, Rudolf / Bruns, Brigitte (Hrsg.): *Hof-Atelier Elvira 1887-1928. Ästheten, Emanzen, Aristokraten. Ausstellung des Fotomuseums im Münchner Stadtmuseum 13. Dezember 1985 bis 2. März 1986*, München 1985, S. 153-170; Herz, Rudolf : *Das Fotoatelier Elvira (1887-1928). Seine Fotografinnen, seine Kundschaft, seine Bilder*. In: Herz / Bruns (Hrsg.), *Hof-Atelier Elvira*, S. 63-128, hier S. 99f.

[76] Vgl. Halfbrodt, Dirk: *Philipp Kester – Bildjournalist. Fotografien und Reportagen 1903-1935*. In: Ders./ Ulrich Pohlmann (Hrsg.): *Philipp Kester – Bildjournalist*. München 2003, S. 8-209, hier S. 43-46.

[77] Vgl. *Fotografieren hieß teilnehmen. Fotografinnen der Weimarer Republik (Ausstellung und Katalog)*, hrsg. v. Ute Eskildsen, Serie Folkwang, Essen 1994.

[78] Es handelt sich dabei um Rose Julien, Helene von Schroetter und Alice Matzdorff.

[79] Vgl. Duttenhöfer, *Innovationen*, S.164; Halfbrodt, *Philipp Kester*, S. 43-47, S. 52-56.

als dass sie von 1906 bis 1913 in der *Welt der Frau* über die Themen Haushalt, Einrichtungen und Mode teilweise bis zu fünfzehn, überwiegend mit ihren eigenen Fotografien illustrierte Artikel im Jahr publizierte. Für ihre Ernährungsratschläge und Küchentipps setzte sie dabei zum einen das Fotogenre der Illustrationsfotografie von Gegenständen (bspw. Möbel, Gemüse oder Obst) ein, das auch in der übrigen Illustriertenpresse Verwendung fand.[80] Zum anderen lichtete sie Frauen in inszenierten Arbeitssituationen in der Küche ab, die jedoch natürlich wirkten, weil sie beim Fleischzerlegen oder dem Vorführen bestimmter Handgriffe keinen Blickkontakt mit der Kamera aufnahmen, sondern ganz vertieft in ihre Arbeit schienen, scheinbar unbeobachtet aufgenommen wurden.[81] Auch das Text-Bild-Zusammenspiel ihrer Artikel war zeitgemäß. Ihre Fotografien wurden ohne die noch vielfach anzutreffenden Bildumrahmungen abgedruckt, sodass sie gemeinsam mit dem sie umgebenden Text im Flattersatz ein visuell dichtes Beziehungsgeflecht bildeten. Verstärkt wurde die Wirkung ihrer Wort-Bild-Kompositionen noch dadurch, dass von Schroetter in ihren Texten die Fotografien als visuelle Überzeugungsargumente nutzte, um ihre Leserinnen „durch Wort und Bild"[82] etwa von der Nahrhaftigkeit der Artischocke zu überzeugen.

Während von Schroetter für die *Die Welt der Frau* schrieb und fotografierte, arbeitete Alice Matzdorff[83] wohl schon als professionelle Pressefotografin für die Frauenzeitschrift und erhielt thematische Aufträge von der Redaktion, wie es in der Branche seit den 1890er Jahren üblich wurde.[84] Denn nur einmal verfasste sie selbst einen Beitrag, ansonsten wurden ihre Fotografien für die Illustration der Artikel anderer Journalistinnen in der Art der narrativen Fotoreportage eingesetzt. Ihre Aufnahmen wiesen inhaltlichen Bezug zum Text auf und müssen für den Artikel „Kriegsarbeit der Frauen" unmittelbar auf der Straße oder in einer Straßenbahn als Momentfotografien aufgenommen worden sein.[85] D.h. Matzdorff hat wie einer ihrer männlichen Berufskollegen, Philipp Kester, schon außerhalb des Ateliers am Ort des Geschehens gearbeitet, was die typische Arbeitsweise des Pressefotografen in den 1920er Jahren werden sollte.[86] Hinzu kommt ihre fotografische Vielseitigkeit. Denn wie ihre männlichen Kollegen konnte sie je nach Bedarf der Zeitschriftenredaktion bestimmte Typen von Fotografien liefern. So wurden auch ihre fotografische Genreszenen wie „Frühling in Paretz"[87] und statisch-illustrative Aufnahmen von Gegenständen in der Art der Illustrationsfotografie zu den unterschiedlichsten Themen abgedruckt.[88] Nicht zuletzt konnte Matzdorff als Frau hoffen, von der *Welt der Frau* engagiert zu werden. Denn mehr als einmal propagierte das Berliner Blatt den Beruf der Fotografin, der um 1900 zum Modeberuf für Frauen aufgestiegen war.[89]

7. Resumée

Das offene, inhaltlich-funktionelle Journalismuskonzept von Sophie Pataky wurde hier herangezogen, um in einer Fallstudie die Redaktion der Frauenillustrierten Die *Welt der Frau* zu untersuchen und damit ein Schlaglicht auf die publizistische Bandbreite des Frauenjournalismus vor dem Ersten Weltkrieg zu werfen. Mit diesem offenen Konzept sollten gerade jene Journalistinnen sichtbar werden, die nicht in leitenden Funktionen tätig waren, aber als freie Mitarbeiterinnen einen konstitutiven Anteil am Entstehen der Zeitschriftenausgaben hatten.

Bewusst wurde mit der Frauenillustrierten *Die Welt der Frau* ein moderner Zeitschriftentyp aus-

[80] Vgl. Halfbrodt, *Philipp Kester*, S. 43.

[81] Schroetter, H. v.: *Dienstbotentracht*. In: *Die Welt der Frau* 1906, S. 419-421, hier S. 420.

[82] Schroetter, H. v.: *Die Artikschocke*. In: *Die Welt der Frau*, 1907 S. 571f., hier S. 571. Vgl. dies.: *Das Anrichten von selbst zu bereitetem Eis*. In: *Die Welt der Frau* 1907, S. 350f.; dies.: *Das Fastnachtskreppel. Mit Photographien der Verfasserin*. In: *Die Welt der Frau* 1907, S. 91f.

[83] Ihre Fotografien sind in der Welt der Frau von 1912 bis 1917 nachweisbar. Seit den 1920er Jahren erschienen ihre Fotografien in mehreren thematischen Bildbänden, vgl. Tiere in schönen Bildern. Aufnahmen nach dem Leben, zumeist von deutschen Amateuren, in der Reihe *Die Blauen Bücher* im Karl Robert Langewiesche/ Königstein im Taunus, Leipzig 1926; Mezger, Max /Oeser, Ludwig: *Das nie verlorene Paradies. Aus deutschen Wäldern, Wiesen und Gärten. Ein Bildwerk vom Pflanzenreich*. Berlin 1934.

[84] Vgl. Herz, *Das Fotoatelier Elvira*, S. 99f.

[85] von Boetticher, Else, *Kriegsarbeit der Frau in Vertretung des Mannes. Mit sechs photographischen Aufnahmen von Alice Matzdorff*, Berlin. In: *Die Welt der Frau* 1915, S. 570f; Teil 2: S. 596f.; vgl. Matzdorffs Fotografien für Luise Schulze Brück: *Der Schiffer und seine Frau*. In: *Die Welt der Frau* 1915, S. 820-822.

[86] Vgl. Halfbrodt, Philipp Kester; Ute Eskildsen: *Die Kamera als Instrument der Selbstbestimmung*. In: *Fotografieren hieß teilnehmen*, S. 13-25, hier S. 17.

[87] Foto abgedruckt auf der Titelseite mit der Erzählung von El-Correi: *Die Emanzipierte*. In: *Die Welt der Frau*, 1912, S. 233-234, hier s. 233.

[88] Stropp, Emma: *Die Nähstube der Cecilienhilfe*, mit sieben photographischen Abbildungen von Alice Matzdorf. In: *Die Welt der Frau* 1917, S. 424-426.

[89] Hindermann-Rassow, A. : *Die Photographie als Frauenberuf*. In: *Die Welt der Frau*, 1912, S. 214f.; vgl. Foth, *Fotografie als Frauenberuf*, S. 154f.

gewählt, um mögliche neue journalistische Berufsfelder zu erfassen, deren Aufkommen mit der Evolution von Medien einhergehen. Gerade der vorstellte Typ der Pressefotografin zeigt, dass sich Patakys Konzept eignet, auch neu entstehende Typen von Journalistinnen ausfindig zu machen. Insgesamt konnten in der *Welt der Frau* mit der Redakteurin, der Korrespondentin, der politischen Publizistin der Frauenbewegung, der Fach- und Servicejournalistin, der Feuilletonjournalistin, der Literatin und Lyrikerin, der Modejournalistin und der Pressefotografin acht Typen von Journalistinnen aufgezeigt werden.

Gelang es mit der Untersuchung bereits einer Zeitschrift eine beachtliche Bandbreite des damaligen Frauenjournalismus sichtbar werden zu lassen, so ließen sich die ebenfalls von Pataky genannten Typen der Wissenschaftlerin oder Übersetzerin in der *Welt der Frau* nicht finden. Das bedeutet jedoch keineswegs, dass diese Typen im damaligen Frauenjournalismus nicht existierten, sondern verweist darauf, dass die Untersuchung einer Zeitschrift nur zu Aussagen mit begrenzter Reichweite über den damaligen Frauenjournalismus führen kann. Denn trotz ihres Redaktionskonzeptes, das eine beachtliche thematische Vielfalt des damaligen Frauenlebens abbildete, handelte es sich bei der *Welt der Frau* um kein wissenschaftliches Organ. Umgekehrt verweist die beschränkte Verallgemeinerbarkeit des vorliegenden Beitrags darauf, dass eine vergleichend angelegte Untersuchung mehrerer Typen von (Frauen-)Zeitschriften weitere Typen zu Tage fördern müsste, also der Aussagewert über den damaligen Frauenjournalismus zu steigern wäre.

Trotz des beschränkten Aussagewertes, den die Untersuchung von einer Zeitschrift für eine Typologie des Frauenjournalismus vor dem Ersten Weltkrieg mit sich bringt, zeichnet sich mit den hier acht zu Tage geförderten Typen doch seine organisatorisch-inhaltliche Bandbreite ab. Insofern greift es zu kurz, die Jahrzehnte von 1890 bis vor dem Ersten Weltkrieg als Phase des frauenbewegten Journalismus zu bezeichnen und das Urteil von Helene Lange und Gertrud Bäumer zu reproduzieren[90], die damit der Frauenbewegung eine zusätzliche Bedeutung verleihen wollten. Denn trotz der anerkannten Bedeutung ihrer Organe für die Frauenemanzipation[91], waren es nicht diese politische Zeitschriften allein, die weibliche Interessen abbildeten und Frauenbelange aller Art in der Öffentlichkeit vertraten. Denn der um 1900 von wohl mehr als 1000 Frauen betriebene Journalismus stellte keine ‚quantité négligeable' dar, sondern erwies sich im Gegenteil als qualitativ vielfältig. Er umfasste die ganze Bandbreite damaliger journalistischer Genres vom Kommentar über das Feuilleton, von der Rezension bis hin zu den verschiedenen Darstellungsformen innerhalben Rubrik, nahm sich einer Bandbreite von Themen an und fächerte sich in die unterschiedlichen Arten von Journalismus auf: Neben einem politischen, fach- und berufsorientierten existierte vor allem in der Zeitschriftenpresse ein service- und unterhaltungsorientierter Frauenjournalismus.

Barbara DUTTENHÖFER (1963)
Studium der Geschichte, Osteuropäischen Geschichte und Slawistik an der Universität Heidelberg, z. Zt. Koordinatorin des Studiengangs Historisch orientierte Kulturwissenschaften an der Universität des Saarlandes, Dissertation zum Thema: Das Geschlecht der Öffentlichkeit. Frauenzeitschriften in Russland und in Deutschland und ihr Publikum im frühen 20. Jahrhundert, erscheint 2010.

Korrespondenzadresse: b.duttenhoefer@mx.uni-saarland.de

[90] Sitter: *„Die eine Hälfte vergisst man(n) leicht.!"*, S. 113; vgl. den Quellenband Ruth-Esther Geiger / Sigrid Weigel (Hg.): *Sind das noch Damen? Vom gelehrten Frauenzimmer-Journal zum feministischen Journalismus*. München 1981.

[91] Vgl. Wischermann: *Frauenbewegungen und Öffentlichkeiten*.

„Pioniere unseres Volkssturms"

Kulturimperialistische Agitation der deutschen Journalistin Leonore Nießen-Deiters im frühen 20. Jahrhundert

Wolfgang Gippert

Die historische Genderforschung untersucht in jüngster Zeit vermehrt die Beteiligung von Frauen in konservativen, deutschnationalen und völkischen Organisationen und Gruppierungen zur Zeit des Kaiserreichs und der Weimarer Republik.[1] Das Interesse gilt dabei vorrangig dem facettenreichen Spektrum von Vereinen, Verbänden und schließlich auch Parteien, in denen ‚radikale Nationalistinnen' politische Aktivitäten entwickeln und entfalten konnten, den verschiedenen Agitationsformen und Handlungsmöglichkeiten in der Öffentlichkeit sowie der ideologischen Basis und den differenten Diskursen, in denen sich antifeministische, nationalistische, völkisch-rassistische wie auch antisemitische Einstellungen und Selbstpositionierungen von Frauen im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert widerspiegeln. Im Zuge der sozialgeschichtlichen Verortung von Frauen im konservativen Milieu ist ein sehr differenziertes Bild zu den Organisationsformen und Tätigkeitsfeldern von Frauen im rechten politischen Spektrum entstanden: Zur Zeit des Kaiserreichs sammelten sich konservative Aktivistinnen vorrangig in nationalistischen Agitationsvereinen, karitativen und protestantischen Frauenverbänden sowie in bürgerlichen Berufsorganisationen, die dem ‚Bund Deutscher Frauenvereine' angeschlossen waren, dem Dachverband der bürgerlichen Frauenbewegung.[2] Gerade die vermeintlich unpolitischen Organisationen im wohlfahrtspflegerischen Bereich übernahmen eine wichtige Rolle bei der Politisierung von Frauen. Sie boten ihnen häufig erstmals die Möglichkeit, die Grenze von der Privatheit in die Öffentlichkeit zu überschreiten und soziale wie auch vaterländische' Aufgaben zu übernehmen. Vor allem der Ersten Weltkrieg eröffnete national gesinnten Frauenvereinen eine ganze Reihe neuer Handlungsfelder an der ‚Heimatfront' – in der Verwundetenpflege, durch Spendensammlungen, Feldpostpäckchen u.ä.[3] In der Weimarer Republik entwickelten konservative und völkisch orientierte Frauen schließlich auch dezidiert parteipolitische Aktivitäten. Als Dachverband nationalistischer Frauenorganisationen wurde 1920 der ‚Ring nationaler Frauen' ins Leben gerufen, der für Frauen der politischen Rechten eine Alternative zur Mitgliedschaft im ‚Bund Deutscher Frauenvereine' bot.[4]

Gegenwärtig sind Bestrebungen zu erkennen, den organisationsgeschichtlichen Zugriff auf das Rahmenthema ‚rechte Frauen' um ideen- und diskursgeschichtliche Perspektiven zu erweitern. Dadurch geraten die ideologischen Denkentwürfe dieser Frauen in den Fokus, verbunden mit der Frage, ob und wie es ihnen gelang, diese im eigenen politischen Lager und in der Öffentlichkeit bekannt zu machen bzw. durchzusetzen. Zunehmend werden deshalb einzelne Protagonistinnen völkisch-nationaler Bewegungen genauer in den Blick genommen: ihre Biografien und beruflichen Ambitionen, ihre frauenpolitischen Netzwerke, Aktionsradien und -formen sowie ihre Vorstellungen, Denkstile und Selbstentwürfe.

[1] Vgl. Planert, Ute (Hg.): *Nation, Politik und Geschlecht. Frauenbewegungen und Nationalismus in der Moderne.* Frankfurt a.M., New York 2000; Schöck-Quinteros, Eva/ Streubel, Christiane (Hg.): *Ihrem Volk verantwortlich. Frauen der politischen Rechten (1890 – 1933). Organisationen – Agitationen – Ideologien.* Berlin 2007; Streubel, Christiane: *Radikale Nationalistinnen. Agitation und Programmatik rechter Frauen in der Weimarer Republik.* Frankfurt a.M., New York 2006; Süchting-Hänger, Andrea: *Das „Gewissen der Nation". Nationales Engagement und politisches Handeln konservativer Frauenorganisationen 1900 bis 1937.* Düsseldorf 2002.

[2] Zu den größten Verbänden rechter Frauen zählten der ‚Vaterländische Frauenverein', der ‚Frauenflottenbund', der ‚Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft' und der ‚Deutsche Frauenverein für die Ostmarken'. Einen Überblick über die wichtigsten Frauenorganisationen, ihren Mitgliederzahlen und Publikationsorganen bietet Streubel, Christiane: F*rauen der politischen Rechten in Kaiserreich und Republik. Ein Überblick und Forschungsbericht.* In: *Historische Sozialforschung* 28/2003, S. 103-166.

[3] Zur Mobilisierung und Selbstrekrutierung weiblicher Ressourcen an der ‚Heimatfront' vgl. Dammer, Susanne: *Mütterlichkeit und Frauendienstpflicht. Versuche der Vergesellschaftung ‚weiblicher Fähigkeiten' durch eine Dienstverpflichtung (Deutschland 1890 – 1918).* Weinheim 1988; Daniel, Ute: *Arbeiterfrauen in der Kriegsgesellschaft. Beruf, Familie und Politik im Ersten Weltkrieg.* Göttingen 1989; Kundrus, Birthe: *Kriegerfrauen. Familienpolitik und Geschlechterverhältnisse im Ersten und Zweiten Weltkrieg.* Hamburg 1995.

[4] Vgl. Streubel, *Radikale Nationalistinnen*, S. 14.

Die Selbstpositionierung rechtskonservativer Frauen in öffentlichen ‚Sprechräumen' erfolgte vor allem über eine umfangreiche Publizistik, wodurch Schriftstellerinnen und die in der Weimarer Republik neu entstandene Berufsschicht der politischen Journalistinnen in das Forschungsinteresse rücken – wie Adda von Liliencron, Frieda von Bülow und Else Frobenius als prominente Kolonialautorinnen des Kaiserreichs,[5] oder Käthe Schirmacher, Leonore Kühn und Sophie Rogge-Börner, die sich als Publizistinnen u.a. für den ‚Ring nationaler Frauen' engagierten.[6]

Das Ideensystem radikal-nationalistischer Journalistinnen ist bislang allerdings erst in Ansätzen erforscht. Biografische Einzelfallstudien versprechen weiteren und differenzierten Erkenntnisgewinn.

Leonore Nießen-Deiters (1879-1939): Bio-Bibliografische Notizen

Zu jenen publizistisch aktiven Frauen aus dem national-konservativen Spektrum, die in der Forschung bislang nahezu keine Beachtung gefunden haben, gehört Leonore Nießen-Deiters.[7] Als Tochter des Landschaftsmalers Heinrich Deiters in Düsseldorf geboren und gefördert durch ihre aus England stammende Mutter entwickelte sie früh künstlerische und literarische Neigungen. Bedingt durch die Heirat mit dem Rechtsanwalt Dr. Josef Nießen zog die junge Frau 1903 nach Köln und wandte sich dort nach der erfolgreichen Veröffentlichung von Gedichten und Erzählungen dem Journalismus zu, vor allem als ständige Mitarbeiterin der national-liberalen *Kölnischen Zeitung*. Für das seinerzeit überregional bedeutsame Tagesblatt verfasste Leonore Nießen-Deiters zahlreiche Erzählungen, Essays und Berichte, etwa von ihren weitläufigen Reisen durch Europa. 1913 bereiste sie als erste weibliche Auslandsreporterin der Zeitung für mehrere Monate Südamerika und lernte dabei ihren späteren, zweiten Ehemann kennen, den Juristen, Historiker und Diplomaten Ernesto de Quesada. Unmittelbar nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs begann sie mit der Veröffentlichung deutsch-patriotischer Artikel, für die sie mehrere Publikationsorgane fand und die 1915 als *Kriegsbriefe einer Frau* in Buchform erschienen. Auch in den politischen Flugschriften *Krieg, Auslandsdeutschtum und Presse* sowie *Frauen und Weltpolitik*, die im selben Jahr veröffentlicht wurden, schlug sie stark national-konservative Töne an. Zeitgleich hielt sie in verschiedenen deutschen Städten Vorträge zum Thema *Deutsche Frauen als Kulturträgerinnen im Ausland* – ein Ideologie aufgeladenes Feld, dem sich Nießen-Deiters bereits in früheren Publikationen zugewandt hatte und das gleichsam einen ‚roten Faden' in ihrem Oeuvre bildet.[8] Zudem war sie Mitbegründerin des 1915 ins Leben gerufenen ‚Auslandsbund[es] deutscher Frauen', der sich das Ziel setzte, „die im Ausland lebenden deutschen Frauen mit den Frauen der deutschen Heimat, ihren Leistungen und Interessen in engere Fühlung zu bringen"[9] – eine weitere programmatische Ausrichtung in

[5] Vgl. Frobenius, Else: *Erinnerungen einer Journalistin. Zwischen Kaiserreich und Zweitem Weltkrieg*. Hrsg. und kommentiert von Lore Wildenthal. Köln, Weimar, Wien 2005; Schneider, Rosa B.: *„Um Scholle und Leben". Zur Konstruktion von „Rasse" und Geschlecht in der kolonialen Afrikaliteratur um 1900*. Frankfurt a.M. 2003; Walgenbach, Katharina: *„Die weiße Frau als Trägerin deutscher Kultur." Koloniale Diskurse über Geschlecht, „Rasse" und Klasse im Kaiserreich*. Frankfurt a.M., New York 2005.

[6] Vgl. grundlegend Streubel, *Radikale Nationalistinnen*. Einzelfallstudien liegen u.a. vor von Gehmacher, Johanna: *Der andere Ort der Welt. Käthe Schirmachers Auto/Biographie der Nation*. In: Kemlein, *Geschlecht und Nationalismus*, S. 99-124; Gippert, Wolfgang: *„Ein kerndeutsches, nationalbewußtes, starkes Frauengeschlecht" – Käthe Schirmachers Entwurf einer völkischnationalen Mädchen- und Frauenbildung*. In: *Ariadne – Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte* 53-54/2008, S. 52-59; Walzer, Anke: *Käthe Schirmacher. Eine deutsche Frauenrechtlerin auf dem Wege vom Liberalismus zum konservativen Nationalismus*. Pfaffenweiler 1991; Streubel, Christiane: *Leonore Kühn (1878-1955). Neue Nationalistin und verspätete Bildungsbürgerin*. Berlin 2007.

[7] Zur Biografie Leonore Nießen-Deiters liegen nur bruchstückhafte Skizzen vor, auf die sich die nachfolgenden Notizen stützen: Neuhaus-Koch, Ariane: *Leonore Nießen-Deiters*. In: Dies. (Hg.): *Dem Vergessen entgegen. Frauen in der Geistesgeschichte Düsseldorfs; Lebensbilder und Chroniken*. Neuss 1989, S. 159-162; Vollmer, Günter: *Leonore Nießen-Deiters: Daten*. In: Nießen-Deiters, Leonore: *Berichte aus Argentinien in der Kölnischen Zeitung 1913 und 1920. Kopie der Zeitungsartikel mit einer Einleitung von Günter Vollmer*. Unikat im IAI, S. 99; Vollmer, Günter: *Spengler, Quesada, Leonore und ich: Wie das Ibero-Amerikanische Institut wirklich entstanden ist*. In: Wolff, Gregor (Hg.): *Die Berliner und Brandenburger Lateinamerikaforschung in Geschichte und Gegenwart. Personen und Institutionen*. Berlin 2001, S. 17-46. Eine systematische Analyse der Schriften Leonore Nießen-Deiters ist bisher noch nicht erfolgt. Auch ist ihr Nachlass der sich im Ibero-Amerikanischen Institut (IAI) der Stiftung Preußischer Kulturbesitz in Berlin befindet, nicht ausgewertet.

[8] Insbesondere ist hier auf den 300 Seiten umfassenden Band *Die deutsche Frau im Auslande und in den Schutzgebieten* (Bonn 1913) hinzuweisen.

[9] Zit. n. Schaser, Angelika: *Das Engagement des Bundes Deutscher Frauenvereine für das „Auslandsdeutschtum": Weibliche „Kulturaufgabe" und nationale Politik vom Ersten Weltkrieg bis 1933*. In: Planert, *Nation*, S. 254-274, S. 257.

ihrem Werk. Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges und der Scheidung von ihrem ersten Mann zog Leonore Nießen-Deiters 1919 nach Buenos Aires und heiratete dort den 20 Jahre älteren Ernesto de Quesada, mit dem sie während des Krieges in regem Briefwechsel gestanden hatte. In den nächsten Jahren wandte sie sich zunehmend dem Kulturjournalismus zu und publizierte weiterhin in deutschen, aber auch in deutsch-argentinischen Zeitungen und Zeitschriften, u.a. Studien über Richard Wagner und die Nibelungen in spanischer Sprache.[10] Zudem entwickelte das Paar eine Begeisterung für die Ideen des Geschichtsphilosophen, Kulturhistorikers und Hauptdenkers der ‚konservativen Revolution' Oswald Spengler: Beide lasen dessen Hauptwerk *Der Untergang des Abendlandes* und verfassten darüber zahlreiche Schriften.[11] 1921 gelang es Leonore Nießen-Deiters, einen Briefkontakt mit Spengler herzustellen, aus dem sich eine lebenslange Freundschaft entwickelte. 1928 siedelte das Paar nach Spiez in die Schweiz um; Quesada verstarb hier 1934, Leonore Nießen-Deiters fünf Jahre später.

Die folgende Erörterung nähert sich grundlegenden Vorstellungen und Denkmustern der Journalistin und Schriftstellerin Leonore Nießen-Deiters anhand von Publikationen aus der Zeit vor und während des Ersten Weltkriegs an. Der Fokus der Textanalyse richtet sich auf die Konstruktion von Fremd- und Selbstbildern als Ausdruck ihrer Selbstrepräsentation.[12] Im Mittelpunkt steht zunächst die Berichterstattung aus Argentinien für die *Kölnische Zeitung* aus dem Jahre 1913: Wie thematisierte die Journalistin in ihren Berichten den Kontakt mit einer für sie fremden Kultur? Welche Form von ‚Wissen' über die ‚Fremde' produzierte sie in ihren Texten und was sagen diese Konstruktionen über ihre eigenen Einstellungen und Positionierungen aus? Welche Bedeutung maß sie etwa der deutschen Auswanderung nach Argentinien bei und wie bewertete Sie das ‚Eigene' im ‚Fremden'? Vor der Folie fremdkultureller Deutungen und den damit verbunden Entwürfen des ‚Eigenen' am ‚Anderen' werden weiterhin die „Kriegsschriften" Leonore Nießen-Deiters in den Blick genommen: Welche nationalkulturellen Vorstellungen werden in den Texten entwickelt und welche politischen Interpretationen und ‚Weltdeutungen' nahm sie angesichts der Kriegssituation vor? Welche Aufgaben und Pflichten leitete sie schließlich für Frauen daraus ab?

Fremdheitskonstruktionen: Vegetations- und „Rassen-"Studien

Die Berichte aus Argentinien in der *Kölnischen Zeitung* aus dem Jahr 1913 bilden ein Konvolut von 29 Artikeln in rund 140 Spalten, datiert nach dem Erscheinungsdatum vom 20. Juli bis zum 28. November.[13] In der Chronologie der Veröffentlichungen bildet sich der Verlauf der Reise durch die ‚neue Welt' folgendermaßen ab: Auf dem Südamerikadampfer ‚Sierra Nevada' der Norddeutschen Lloyd Gesellschaft begann die Überseefahrt in Bremerhaven und führte die Journalistin über den Atlantik zunächst nach Rio de Janeiro und dann in die Hauptstadt Argentiniens. Von Buenos Aires aus – genaue Aufenthaltszeiten lassen sich nicht erschließen – wurde die Reise mit einem Schnelldampfer fortgesetzt: Ausgehend vom Rio de La Plata ging die weitere Fahrt stromaufwärts den ausgedehnten Flussverläufen des Parana und dann des Paraguay folgend, um nach Asuncion, der Hauptstadt Paraguays zu gelangen. Von dort aus setzte Leonore Nießen-Deiters ihre Exkursion per Eisenbahn quer durch das südlich Paraguay über Encarnacion nach Posadas fort, der Hauptstadt der Provinz Misiones im nördlichen Argentinien. Nach einer Fahrt an die Wasserfälle des Iguassu und landwirtschaftlichen Erkundungen in der Provinz Corrientes kehrte sie zunächst nach Buenos Aires

[10] Leonore N.-Deiters de Quesada: „*Ricardo Wagner y Matilde Wesendonk. La tragedia de amor en Tristán e Isolda.*" In: *Nosotros* 17/1923, S. 433-358; Dies.: „*Los nibelungos*". In: *Humanidades* 7/1923, S. 171-231. Ihre in den 1920er Jahren publizierten Reiseberichte aus Südamerika und damit verbundene Studien zu den altamerikanischen Kulturen sind zudem gesammelt in Buchform erschienen: Nießen-Deiters, Leonore: *Alt-Amerika. Kulturhistorische Briefe für die Kölnische Zeitung.* Köln 1927.

[11] Quesada hat zwischen 1921 und 1925 in zwölf Büchern über 1000 Seiten Text über Spengler veröffentlicht; Nießen-Deiters berichtete darüber und über Spenglers Werke in argentinischen Zeitschriften. Buenos Aires habe sich dadurch zur „südamerikanischen Außenstelle der neuen Lehre" entwickelt (Vollmer, *Spengler*, S. 19).

[12] Die kulturwissenschaftliche Fremdheitsforschung geht davon aus, dass ‚Fremdheit' stets in einem dialogischen Beziehungsverhältnis zu ‚Eigenheit' steht und jede Bestimmung des ‚Fremden' an die Feststellung des ‚Eigenen' gekoppelt ist. Eine verschriftlichte Darstellung der ‚Fremde', wie sie in Reiseberichten vorgenommen wird, spiegelt immer auch die eigenkulturelle Prägung des wahrnehmenden Individuums wider und kann deshalb als „authentische Selbstrepräsentation" gelesen und interpretiert werden (Siebert, Ulla: *Grenzlinien. Selbstrepräsentationen von Frauen in Reisetexten (1871-1914).* Münster u.a. 1998, S. 69).

[13] Der Südamerikaaufenthalt erstreckte sich insgesamt über einen Zeitraum von acht Monaten (vgl. Nießen-Deiters, Leonore: *Krieg, Auslandsdeutschtum und die Presse.* Stuttgart, Berlin 1915, S. 19).

zurück, um von dort aus einen letzten Reiseabschnitt anzutreten – in die nordwestlichen Provinz Tucaman und von dort aus nach Cordoba, dem ‚Herzen' Argentiniens. Ebenso abwechslungsreich und weitläufig, wie sich die Südamerikareise gestaltete, ist die thematisch weit ausdifferenzierte Berichterstattung Nießen-Deiters: Das Spektrum reicht von den abenteuerlich anmutenden Reisebedingungen und damit verbundenen Erlebnissen über ausgedehnte Landschaftsschilderungen, der Beschreibung des bunten Alltagslebens in den Hafenstädten, der Darstellung von historischen Ereignissen und Zusammenhängen bis hin zu kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Studien.

„Sieh Rio de Janeiro und stirb!" – Mit diesen Worten beginnt Nießen-Deiters Schilderung der ersten Eindrücke einer ihr bis dahin unbekannten, fremden Welt:

> *„Dieses gewaltige, fast geschlossene Becken mit seinem unabsehbaren Kranz von Bergzacken, mit den beiden hellen bunten Städten Rio und gegenüber Nictherohy [sic!], malerisch hingestreut in üppige Täler, Berghänge emporklimmend, die doppelt und dreifach von Blumen und grün überrankt sind – diese Bucht umschließt alles, was die Tropen an flammender Farbenglut, an sinnlich aufreizender Üppigkeit bieten können."*[14]

Der Pracht von Flora und Fauna der tropischen Klimazone regten die Journalistin in ihren Reiseberichten häufig zu ausschweifenden, poetisch-lyrischen Stimmungsbildern an. Es sind Bilder einer fremden, oftmals als unberührt dargestellten Natur, mit der die Sehnsuchtsphantasien und exotischen Bedürfnisse der Leserschaft in einer technisierten, hoch industrialisierten, zudem als krisenhaft empfundenen Moderne bedient werden konnten – Imaginationen, in der sich auch die dort lebenden Menschen mühelos einbetten ließen:

> *„Und zwischen Grün und Blumen schauen einem friedlich abwechselnd weiße und schwarze Köpfe nach; blauäugige blonde Kinder neben kleinen Portugiesen mit melancholischen Augen, Wärterinnen, schmuck in Weiß oder Rosa, das ihre schwarze Haut noch schwärzer macht, gelbe und braune Mulattengesichter. Ein winziger Schlingel von einem tiefschwarzen Negerlein rekelt sich am Rande einer kleinen Schlucht, die förmlich dampft von feuchter Hitze. [...] Und er wirkt so famos malerisch neben einem tollen wuchernden Gerank, aufwärts klimmend am langen dünnen Schaft einer hohen Palme, vor einem Durchblick auf das ferne Meer, daß man bloß die Leute verwünscht, die dem Kerlchen Hemd und Hose angezogen haben.*[15]

Der ‚Blick' der deutschen Reporterin auf das ‚Fremde' weist in seiner vertextlichten Form von Beginn der Berichterstattung an rassisierende Merkmale auf

Der ‚Blick' der deutschen Reporterin auf das ‚Fremde' weist in seiner vertextlichten Form von Beginn der Berichterstattung an rassisierende Merkmale auf: durch eine Begriffswahl, die ein Vorhandensein verschiedener menschlicher ‚Rassen' und ihrer ‚Vermischung' impliziert; durch Verniedlichungen, die hierarchisierend sind und kulturelle Asymmetrien schaffen; durch eine Situationsbeschreibung, die Assoziationen zum Tierreich hervorruft und die Menschen stark in die Nähe der Pflanzenwelt rückt, in der der ‚Verlust' des Naturzustandes gar beklagt wird.[16]

Die tropische Vegetation erfährt in der Darstellung Nießen-Deiters facettenreiche Konnotationen: Einerseits verfasste sie während der Flussfahrten sprachliche Bilder, die wildromantischen, zugleich aber auch angstbesetzten Vorstellungswelten der heimischen Leserschaft entsprachen: der „Urwald" als wildes, undurchdringbares und undurchschaubares Chaos, „abgestorbene Bäume, die wie Totengerippe weiß aus dem smaragdnen Gewirr der Lianen starren, überflutetes Schilf, stille Wasserarme, die sich geheimnisvoll in dem Dickicht verlieren."[17] Andererseits finden sich mehrere Schilderungen, in denen die Journa-

[14] Berichte [27.07.1913], S. 13.
[15] Ebd., S. 13f.
[16] Zur Analyse rassisierender Sprache vgl. Arndt, Susan/Hornscheidt, Antje (Hg.): *Afrika und die deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk.* Münster 2004.
[17] *Berichte* [26.08.1913], S. 19.

listin ihrer Faszination für die Vielfalt und Erhabenheit der Natur Ausdruck verlieh – etwa Angesichts der Fälle des Iguassu:

> *„Das Schauspiel ist überwältigend. [...] Zur Linken öffnet sich der Blick in das tief eingerissene untere Tal des Iguassu. Und die ganze schimmernde, strahlende, glänzende, schäumende Pracht eingehüllt in glitzernde Sonnenglut, überspült von funkelnden, stets neu aufleuchtenden Regenbögen – eingefaßt von dieser tollen, wuchernden Vegetation. [...] Ach, ihr Menschen da drüben in den kribbelnden Ameisenhaufen, die ihr stolz Großstädte nennt! Ach, ihr Menschlein da drüben mit euerm vermeintlichen Prunk und Luxus! Was für ein kindlicher, ärmlicher Kram ist doch euer kostspieliger und glänzender Luxus gegen solch ein Urwaldwunder!“*[18]

Mit der hier geäußerten Kulturkritik korrespondierte ein offenkundiges Interesse Nießen-Deiters für vergangene Kulturen und ‚ursprüngliche' Lebensformen: Als sie während ihrer Reise Berichte über die Entdeckung eines ‚Steinzeitvolkes' aufgriff, nahm sie mit Unterstützung des deutschen Generalkonsuls in Buenos Aires Kontakt zu Friedrich Christian Mayntzhusen auf – dem Begründer einer deutschen Kolonie am Alto-Parana und vermeintlichen ‚Entdecker' jenen Volkes. Über seine Studien zu den seinerzeit durchaus schon bekannten Guayaki ließ sich Nießen-Deiters persönlich und umfangreich informieren und berichtete darüber in einem Beitrag mit dem Titel *Ein Steinzeitvolk des 20. Jahrhunderts*. Hier sind weniger die Forschungsergebnisse Mayntzhusens relevant, die er später auch publizierte, als die semantische Färbung der Berichterstattung: Demnach habe Mayntzhusen einen *„noch völlig primitiven, regelrecht in der Steinzeit lebenden Stamm entdeckt [...] ohne Verbindung weder mit Weißen noch mit den seit Jahrhunderten viel höher entwickelten Guarani.“*[19] Sie lebten „nackt, im tiefen Dickicht der Wälder“ und es sei sehr schwierig gewesen, „an die mißtrauischen und scheuen Menschenkinder heranzukommen.“[20]

> *„Sehr drollig muß es dann ausgesehen haben, als diese zum ersten Male ihrem Führer Mayntzhusen auf die Estancia folgten. – Sie sind, wie gesagt, durchaus kein Zwergenstamm; aber sie sind nicht groß, von heller Hautfarbe, zum Fett neigend, haben ein auffallend durchgebogenes Kreuz und schwächlich entwickelte Gliedmaßen und sind völlig nackt [...] – eine Prozession, würdig für einen Kientoppfilm!“*[21]

Neben der detailgenauen Schilderung von Physiognomie und Körperbau berichtete Nießen-Deiters weitere Einzelheiten zu den kulturellen Besonderheiten „dieses unvermischten Restes einer aussterbenden Urbevölkerung“[22] – über Eigenheiten der Sprache, über polygame Beziehungen, der Gewohnheit, Neugeborenen die Schädel zu deformieren, sowie über den Verdacht des Kannibalismus. Letztlich, so ihre Resümee, seien die Guayaki ein glückliches Volk, da „Geld für sie noch ein wesenloser Begriff“[23] gewesen sei. Die pseudoethnologische Betrachtungsweise, die dieser Narration zu Grunde liegt, offenbart vor allem eins: das Interesse an Kuriosem, Pittoreskem und Absonderlichem, an der vermeintlichen Rückständigkeit und Primitivität des ‚entdeckten Urvolkes', gepaart mit der Faszination, die Menschheit real und authentisch gleichsam am Beginn ihrer zivilisatorischen Entwicklung betrachten zu können. Mit ihrer Schilderung bediente Nießen-Deiters ein zeitgenössisch reges Interesse am exotischen ‚Anderen', waren doch fremdländische Panoramen und Kuriositätenkabinette auf Jahrmärkten, ethnografische Dörfer und Völkerschauen, Kolonialausstellungen, -museen und -romane sowie Bildreklamen, Postkarten und Fotografien mit außereuropäischen Motiven feste Bestandteile der Alltags-, Freizeit- und Vergnügungskultur des Wilhelminischen Kaiserreichs.[24] Die kommerzielle Ausbeutung kultureller Andersartigkeit kam nicht nur der gesellschaftlichen Sensationsgier und Bequemlichkeit nach, ‚Rassen' und ferne Realitäten kostengünstig in geschützten Sphären ohne eigene Strapazen konsumieren zu können. Die „Vermarktung des Fremden“ stützte und festigte zudem das kulturelle, ‚weiße' Überlegenheitsge-

[18] *Berichte* [03.09.1913], S. 31.
[19] *Berichte* [07.10.1913], S. 39.
[20] Ebd.
[21] Ebd., S. 40.
[22] Ebd.
[23] Ebd., S. 41.

[24] Vgl. exemplarisch: Heyden, Ulrich van der/ Zeller, Joachim (Hg.): *Kolonialmetropole Berlin. Eine Spurensuche*. Berlin 2002; Wolter, Stefanie: *Die Vermarktung des Fremden. Exotismus und die Anfänge des Massenkonsums*. Frankfurt a.M., New York 2004.

fühl, diente imperialistischer Propaganda und legitimierte deutsche Kolonialpolitik. Die Klassifizierung der Menschheit in ‚höhere' und ‚niedere' Rassen, systematische Standortbestimmungen von Bevölkerungsgruppen auf der ‚Entwicklungsleiter' der Evolution durch die physische Anthropologie und Völkerkunde waren im beginnenden 20. Jahrhundert längstens vorgenommen, das System des wissenschaftlichen Rassismus zu einer mehr oder weniger in sich geschlossenen Theorie ausformuliert.[25]

Das Denken in rassistischen Kategorien war auch für Leonore Nießen-Deiters kulturelle Selbst- und Fremdbestimmungen grundlegend Bei einem Spaziergang durch die Hauptstadt von Paraguay viel es ihr etwa ausgesprochen schwer, die „verschiedenen anwesenden Rassen" auseinander zu halten:

> *„In Montevideo und in Buenos Aires überwiegt entschieden das weiße Element; in Rio der Weiße und der Neger in den verschiedensten Zwischenstufen [...]. In Asuncion sieht man sehr wenig Negerblut, dafür aber alle Abstufungen zwischen Weißen und Indianern. [...] Jedenfalls würde auch ein erfahrener Rassenkenner auf dem Markt von Asuncion einigermaßen in Verlegenheit kommen."*[26]

Eine grundlegende Figur rassistischen Denkens besteht darin, eine Menschengruppe aufgrund von äußeren Merkmalen zu homogenisieren und ihnen vermeintlich ‚natürliche' und damit unveränderliche Charaktereigenschaften und Fähigkeiten zu- und damit gleichzeitig andere abzusprechen. Die „Seele" des argentinischen Volkes kennzeichnete Nießen-Deiters etwa „trotz allen äußeren Yankeetums und aller Rassenmischung" durch die Jahrhunderte lange spanische Einwanderung im Grunde als „ganz romanisch" geprägt, „mit allen Vorzügen und Nachteilen des lateinischen Geistes, – seinem Optimismus, seiner Generosität, seiner Sinnlichkeit und seiner Undisziplinierтheit."[27] Der zugeschriebene Stereotypenkatalog, dem sich weitere Attribute wie ‚Leichtigkeit', ‚Eitelkeit', ‚Künstlichkeit' u.a. hinzufügen lassen, diente der Erzeugung eines Fremdbildes, in deren binärer Opposition sich das ‚nordische', bzw. deutsche Selbstbild entwerfen ließ.[28] Solche Konstruktionen des ‚Eigenen' am ‚Anderen' und daraus abgeleitete, spezifisch weibliche ‚Kulturaufgaben' finden sich ebenfalls in den Schriften Nießen-Deiters.

Das Denken in rassistischen Kategorien war auch für Leonore Nießen-Deiters kulturelle Selbst- und Fremdbestimmungen grundlegend – eine Feststellung, die sich mit vielen Passagen aus ihrem Werk belegen lässt.

Selbstbilder: „Vorkämpfer für das Deutschtum" und deutsche Kulturträgerinnen

Die ‚Kulturleistungen' von Deutschen in Argentinien[29] sind in den Reiseberichten Nießen-Deiters ein durchgängiges und breit gestreutes Thema; selbst kleinste Spuren deutschen Schaffens finden ihre Erwähnung. Schon bei der Ankunft in Rio de Janeiro fiel ihr eine „tollkühne Drahtseilbahn" auf, die zum ‚Zuckerhut' hinaufführte und von einer Kölner Firma gebaut worden war, sowie eine Zahnradbahn,

[25] Vgl. Kaupen-Haas, Heidrun/ Saller, Christian (Hg.): *Wissenschaftlicher Rassismus. Analysen einer Kontinuität in den Human- und Naturwissenschaften.* Frankfurt a.M. 1999; Melber, Henning: *Rassismus und eurozentristisches Zivilisationsmodell: Zur Entwicklungsgeschichte des kolonialen Blicks.* In: Räthzel, Nora (Hg.): *Theorien über Rassismus.* Hamburg 2000, S. 131-163.

[26] Berichte [27.08.1913], S. 20.

[27] Berichte [15.11.1913], S. 55.

[28] Stereotype Fremdbilder, gesteigert bis zur Xenophobie, sind u.a. ein integraler Bestandteil von Nationsbildungsprozessen und konstitutiv für ein nationales Eigenbewusstsein. Sie werden zur Abgrenzung und Bestimmung des vermeintlich eigenen ‚Nationalcharakters' erfunden, mit Modifikationen über Jahrhunderte hinweg tradiert und prägen das ‚Bild' von den Menschen im jeweils anderen Land teilweise bis in die Gegenwart. Vgl. Florack, Ruth: *Tiefsinnige Deutsche, frivole Franzosen. Nationale Stereotype in deutscher und französischer Literatur.* Stuttgart, Weimar 2001; Höpel, Thomas (Hg.): *Deutschlandbilder – Frankreichbilder 1700-1850. Rezeption und Abgrenzung zweier Kulturen.* Leipzig 2001; Jeismann, Michael: *Das Vaterland der Feinde. Studien zum nationalen Feindbegriff und Selbstverständnis in Deutschland und Frankreich 1792-1918.* Stuttgart 1992.

[29] Nießen-Deiters gibt eine Zahl von etwa 40.000 Deutschen an, die vor dem Ersten Weltkrieg in Argentinien lebten (vgl. *Berichte* [15.11.1913], S. 55); Bergmann verweist für 1914 gar auf über 47.000 „Paßdeutsche" (vgl. Bergmann, Günther J.: *Auslandsdeutsche in Paraguay, Brasilien, Argentinien.* Bad Münstereifel 1994, S. 25). Nach Angaben der argentinischen Volkszählung seien es indes 1914 nur rund 27.000 gewesen (vgl. Saint Sauveur-Henn, Anne: *Die deutsche Einwanderung in Argentinien (1870-1933): Zur Wirkung der politischen Entwicklung in Deutschland auf die Deutschen in Argentinien.* In: Meding, Holger M. (Hg.): *Nationalsozialismus und Argentinien. Beziehungen, Einflüsse und Nachwirkungen.* Frankfurt a.M., u.a. 1995, S.11 - 30, S. 12).

„gebaut mit deutschem Unternehmer und deutschem Ingenieur".[30] Es sind oftmals Errungenschaften im landwirtschaftlichen und technischen Bereich von oder unter der Beteiligung von Deutschen, die von der Journalistin dokumentiert wurden: etwa Kanalbauarbeiten zur verkehrstechnischen Erschließung des Paranadeltas oder die Landgewinnungsmaßnahmen eines „Reichsdeutsche[n] holländischer Herkunft", der seinerzeit „zehntausend Hektar als ‚Polder Friesland' eingepoldert[e] mit der Absicht, germanische Kolonisten anzusetzen".[31] Besonderes Interesse und eingehende Darstellung fand etwa das Kraftwerk der Deutsch-Überseeischen Elektrizitätsgesellschaft in Buenos Aires, zumal die Journalistin darin zahlreiche ‚deutsche Tugenden' abgebildet sah:

> *„Aber über die bestechende Sauberkeit und die musterhafte Genauigkeit des ganzen Betriebes, über die Zweckmäßigkeit und Schönheit der inneren deutschen Anlage kann schließlich auch ein Laie sein Entzücken äußern [...]. Angesichts der bedauerlichen Tatsache, daß so viele aussichtsreiche Sachen wie Bahnlinien usw. längst in fremden, vorwiegend englischen Händen sind, freut man sich doppelt, durch dieses musterhafte deutsche Werk zu gehen, von einer deutschen Firma gebaut, mit vorwiegend deutschen und deutsch-schweizerischen Maschinen – ebenso erfreulich in der Anlage wie im Erfolg."*[32]

Außer dem technischen Know-how, das Deutsche nach Argentinien transferierten, werden in den Berichten die eigenen nationalen Infrastrukturen vor Ort eingehend beschrieben: Neben den zahlreichen ‚deutschen Kolonien', die Erwähnung finden – etwa Sao Leopoldo in Rio Grade oder Blumenau in St. Catharina –, galt das Interesse der Journalistin vor allem den Einrichtungen für die rund 12.000 Deutschen, die seinerzeit in der Hauptstadt Argentiniens lebten: Berichtet wird etwa von sieben deutschen Schulen – die ‚Germania-Schule' als älteste deutsche Schule in Südamerika –, von einem Knabenwaisenheim sowie einem Heim des deutschen Frauenvereins, einem Krankenhaus, einem sog. ‚Passantinnenheim' für obdachlose oder durchreisende Frauen, einem deutschen Seemannsheim, mehreren Vereinen mit Berufs- und Standesinteresse, wissenschaftlichen Vereinigungen, diversen Sportvereinen wie dem Ruderverein ‚Teutonia' sowie dem ‚Deutschen Club' als älteste Einrichtung und zugleich gesellschaftlicher Mittelpunkt der Kolonie, hervorgegangen aus einem bereits 1855 gegründeten deutschen Turnverein. Die Journalistin kam zu dem Schluss, dass mit der deutschen Einwanderung in Argentinien eine kulturelle Fortentwicklung des Landes einhergegangen sei und der einzelne Deutsche in der Fremde gleichsam als „Kulturdünger" gewirkt hätte:[33]

> *„Es gibt hier in Buenos Aires eine stattliche, wohlangehende und wohlhabende deutsche Kolonie, eine lange Liste angesehener, großer Handelshäuser; deutsche Gelehrte und Offiziere arbeiten an den Museen, Universitäten und der Kriegsschule, und manche praktische Einrichtungen der Hauptstadt – beispielsweise das Postwesen – sind ganz deutsch beeinflußt; abgesehen von den Einrichtungen, die hier inzwischen von und für Deutsche ins Leben gerufen worden sind. Von diesen Einrichtungen von und für Deutsche kann man nicht reden, ohne gleichzeitig dem deutschen Kaufmann ein Loblied zu singen, diesem energischen Vorkämpfer für das Deutschtum in Argentinien, der auch das in die Waagschale wirft ohne das es in diesen jungen Ländern mit der noch reichlich streitigen Kultur noch weniger geht als anderswo: die nachdrückliche Kraft eines soliden Reichtums."*[34]

Aus den zahlreichen Leistungen, die Deutsche in einem als kulturell unterentwickelt angesehenen Land vollbracht hätten, in dem „deutsches Blut [...] diese fremde Erde gedüngt" habe, leitete Nießen-Deiters auch die Daseinsberechtigung jener „Stützpunkte für das Deutschtum"[35] ab – Stützpunkte und Pionierleistungen, die sie nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges als stark gefährdet ansah. Um die ‚Errungenschaften' der

[30] *Berichte* [27.07.1913], S. 13.
[31] *Berichte* [06.10.1913], S. 38.
[32] *Berichte* [17.10.1913], S. 49.
[33] *Berichte* [21.03.1920], S. 77.
[34] *Berichte* [15.11.1913], S. 55.
[35] Nießen-Deiters, *Krieg*, S. 29.

Deutschen im Ausland zu schützen und ihren Fortbestand zu sichern, entwickelte die Mitbegründerin des *Auslandsbundes deutscher Frauen* in ihren ‚Kriegsschriften' verschiedene Strategien: Der Programmatik des Bundes folgend galt es ihrer Ansicht nach vor allem, das „geistige Band [...], die dauernd lebendige Fühlung zwischen Inlanddeutschtum, Auslanddeutschtum und Fremdland" zu unterstützen.[36] Zur Stärkung des Zusammengehörigkeitsgefühls aller Deutschen weltweit forderte sie die Einrichtung eines nationalen Nachrichtendienstes sowie eines regelmäßigen Korrespondentendienstes, welcher der Verbreitung des deutschen Pressewesens dienen und als ‚Bindeglied' zwischen Deutschland und den Kolonien fungieren sollte. Damit wollte sie gleichzeitig ein wirksames Gegenmittel gegen die ‚feindliche' Auslandspresse schaffen. Ein weiteres Ziel der Journalistin war es, das nationale Zugehörigkeitsbewusstsein speziell der deutschen Frauen weltweit zu wecken. Sie schlug vor, einen „Internationalen Bund deutscher Frauen" mit einer Zentrale in Deutschland ins Leben zu rufen, dem sich inlands- und auslandsdeutsche Frauen mittels lokal organisierter Verbände anschließen sollten. Dieser Bund sollte als eine Art ‚Gegenorganisation' zur Internationalen Frauenbewegung fungieren, dessen Arbeit nach der Ansicht der Journalistin nationalstaatlichen Bestrebungen eher hinderlich gewesen sei. Ein „Zusammenschluß deutscher Frauen über die Erdteile weg" hingegen diene den Zwecken „eines regen Erfahrungsaustausches, des gegenseitigen Rates und der gegenseitigen Hilfe" – unter nationalem Vorzeichen.[37]

Besondere Aufgaben wies Nießen-Deiters in ihren ‚Kriegsschriften' den Frauen an der ‚Heimatfront' zu:

> *„Haltet auch in den schwersten, bittersten und erbitterndsten Zeiten die Blüte unserer Kultur hoch! Zeigt der Welt draußen, zeigt unseren Verwandten drüben in Nordamerika, daß wir nicht militärisch, daß wir auch kulturell zu den besterzogenen Völkern der Erde gehören. Daß wir nicht nur militärisch, daß wir auch kulturell würdig sind, zu den Führenden gezählt zu werden."*[38]

Aus dem Konstrukt der kulturellen Überlegenheit leitete Nießen-Deiters sowohl das Recht als auch die Pflicht Deutschlands ab, in einer künftigen Weltordnung eine Vormachtstellung einzunehmen, „für Europa und die weiße Rasse anderen Erdteilen und Rassen gegenüber."[39] Frauen hätten als ‚Kulturträgerinnen' die Möglichkeit, entscheidenden Einfluss auf die nationale wie auch auf die internationale Politik zu nehmen: Da die kommende Generation die „Weltpolitiker" der Zukunft hätte stellen sollen, wies sie deutschen Frauen die Aufgabe zu, den Heranwachsenden eine „internationale Schulung im nationalen Sinne" zu erteilen. Dafür sei es hilfreich

> *„[...] jeder deutschen Frau, und ganz besonders jeder Mutter und Jugenderzieherin eine gute klare Welt- und Völkerkarte[zu] schenken! Und sie solle begreifen, daß das für unsere jetzige Generation so ziemlich das notwendigste Requisit ist. Sie solle lernen, mit Selbstverständlichkeit sich darauf zu Hause zu fühlen, sie solle lernen, die natürlichen Notwendigkeiten der einzelnen Länder, Völker und Erdteile daraus zu lesen, sich – zum mindesten in großen Zügen – ein Bild von ihren Ehrgeizen und Wünschen, ihren Plänen und Zukunftsträumen zu machen. Um zu begreifen, welche Stellung Deutschland im Kreise dieser Länder und Völker einnimmt, welche Notwendigkeiten sich für Deutschland im Verkehr mit den Fremdvölkern ergeben, welche Ehrgeize, welche Wünsche von Fremdländern für Deutschland eine Gefahr oder aber eine Zukunftsaussicht enthalten. Es ist die schöne und große Aufgabe deutscher Frauen, ihren Kindern, ihren Zöglingen dieses bunte Weltmosaik von frühester Jugend an geläufig zu machen, im Spiel so gut wie in der Erziehung."*[40]

Von der Aneignung und Verbreitung kolonialistischen und imperialistischen Denkens und Wis-

[36] Ebd., S. 21f.
[37] Nießen-Deiters, Leonore: *Frauen und Weltpolitik*. Bonn 1915, S. 18f.
[38] Nießen-Deiters, Leonore: *Kriegsbriefe einer Frau*. Bonn 1915, S. 11.
[39] Nießen-Deiters, *Frauen*, S. 23.
[40] Ebd., S. 21.

sens versprach sich Nießen-Deiters langfristig zudem einen Nebeneffekt in Sachen Frauenemanzipation: Denn wer die „Welt- und Völkerkarte" in der Hand habe oder sich anhand der Geschichte „Angelpunkt[e] der europäischen Politik" klar zu machen suche – solchen Frauen hätte man politische Rechte dauerhaft nicht verwehren können.[41] Den Anspruch von Frauen auf politische Teilhabe durch die Erfüllung nationaler, kulturimperialistischer Aufgaben hatte die Journalistin bereits 1913 formuliert:

> *„Wo in der fremden Welt deutsche Siedlungen sich inmitten eines fremden Volkes und einer fremden Kultur dauernd deutsch erhalten haben, ist das ausschliesslich der Anwesenheit der deutschen Frau zuzuschreiben. Je bestimmter sich die deutsche Frau ihrer nationalen und Rassenpflichten bewusst wird, desto mehr hat das Deutschtum Aussicht, draussen sesshaft zu werden. [...] Die Frau, die dem Deutschtum draussen bewusst Heimstätten schafft, deutsche Gedanken und Begriffe auf friedlichem Wege einbürgernd eine Verständigung von hüben nach drüben anbahnt und den Nachfolgenden die Wege ebnet, diese Frau ist für das Auslanddeutschtum ein unersetzlicher Faktor. Und als solcher auch für die Frauensache an sich von weitestgreifender Bedeutung. Denn die Frau, die auch nach aussen hin mit vollstem Verständnis die Interessen ihrer Nation vertritt, mit vollem Verantwortungsgefühl ihre Pflichten ihrer Nation gegenüber erfüllt, diese Frau darf mit umso grösserer Selbstverständlichkeit verlangen, dass die Nation auch für ihre Rechte verständnisvoll eintritt!"*[42]

Schlussbetrachtung

Kulturkontakte und die damit einhergehenden Begegnungen und Auseinandersetzungen mit dem ‚Fremden' können verschiedenartigste Ergebnisse hervorrufen. Das Spektrum möglichen Verhaltens und des Umgangs mit dem ‚Fremden' liegt zwischen den Polen Exotismus auf der einen Seite und Rassismus auf der anderen – zwischen Faszination, Identifikation und Aneignung bzw. Bedrohung, Verachtung, Unterwerfung bis hin zur Vernichtung.[43] Der Umgang mit dem ‚Fremden' ist maßgeblich von den jeweils eigenen Interessen bestimmt und das Bild des ‚Anderen' wird nach diesen Interessen entworfen. Solche Fremdheitskonstruktionen werden häufig dazu genutzt, Menschen und Kulturen in ihrem Ansehen und Selbstwert zu schwächen und herabzusetzen. Die ‚Erfindung' des ‚Fremden' dient zudem der Selbstvergewisserung und leistet Aussagen über das eigene Selbstkonzept. In der Berichterstattung Leonore Nießen-Deiters zeigt sich, dass in der Konfrontation mit dem ‚Anderen' der Blick oftmals auf ‚Eigenes' und ‚Vertrautes' gelenkt wird. Der Argentinienaufenthalt führte nicht etwa zu einem förderlichen Kulturaustausch, zu einem Abbau von Missverständnissen, Vorurteilen und stereotypen Fremdeinschätzungen, sondern der Kontakt mit dem ‚Fremden' bewirkte bei der Auslandsreporterin eher eine Festigung ihrer nationalen Identität. Versteht man unter nationaler Identität „[...] bestimmte Formen kultureller Erzählungen, die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen dem Selbst und dem Anderen herstellen"[44], dann können die *Berichte aus Argentinien* und die ‚Kriegsschriften' als journalistisch-propagandistische Beiträge zur Konstruktion einer nationalen, ‚imaginierten Gemeinschaft' im Sinne Benedict Andersons[45] gelesen werden. Bei der Erzeugung dieser Konstruktion spielte der Kulturbegriff eine zentrale Rolle: Die ‚deutsche Nation' wurde in den Publikationen als eine ethnisch und kulturell homogene Gemeinschaft gedacht, die anderen Kulturen überlegen gewesen sei und aus diesem Grund das Recht besessen habe, eine Vormachtstellung in der Welt einzunehmen.

Von der Aneignung und Verbreitung kolonialistischen und imperialistischen Denkens und Wissens versprach sich Nießen-Deiters langfristig zudem einen Nebeneffekt in Sachen Frauenemanzipation

[41] Ebd., S. 24.
[42] Nießen-Deiters, *Die deutsche Frau*, S. 13f.
[43] Vgl. Wimmer, Michael: *Fremde*. In: Wulf, Christoph (Hg.): *Vom Menschen. Handbuch Historische Anthropologie*. Weinheim, Basel 1997, S. 1066-1078, S. 1068.
[44] Yuval-Davis, Nira: *Geschlecht und Nation*. Emmendingen 2001, S. 75.

Völkisch-national orientierte Schriftstellerinnen und Journalistinnen wie Leonore Nießen-Deiters suchten sich in diesem kulturrassistischen Konstrukt zu positionieren und die Rolle und Aufgaben von Frauen darin zu bestimmen. Sie hatten ein ganz eigenes Interesse an der Ausformulierung von Fremd- und Feindbildern sowie an der Verbreitung und Vertiefung kolonialistischer, rassistischer und kulturimperialistischer Gedanken. Mit der selbst zugeschriebenen Funktion als ‚Kulturträgerinnen' legitimierten sie u.a. die soziale Stellung von Frauen in den deutschen Kolonien wie ihren Anspruch auf politische Rechte und Teilhabe am ‚nationalen Projekt'. Damit beteiligten sich die Publizistinnen an der Formierung und Formulierung des radikalen Nationalismus und des antidemokratischen Denkens im Kaiserreich und der Weimarer Republik.

Wolfgang GIPPERT (1966)
Dr., Studium der Erziehungswissenschaften in Köln; Dissertation zum Thema „Kindheit und Jugend in Danzig 1920 bis 1945. Identitätsbildung im sozialistischen und im konservativen Milieu". Akademischer Rat am Institut für Vergleichende Bildungsforschung und Sozialwissenschaften an der Universität zu Köln. Arbeitsschwerpunkte: Historische Bildungsforschung, Gender-History, Biografieforschung.

[45] Vgl. Anderson, Benedict: *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts.* Erw. Neuausg. Frankfurt a.M., New York 1996.

Bella Fromm

Viele Leben in einem: Societylady, Journalistin, Bestsellerautorin im Exil

Nea Matzen

Große publizistische Persönlichkeit, feministische Vorreiterin, rasende Reporterin oder Stellvertreterin für viele unbekannte Tagesschriftstellerinnen: Bella Fromm erfüllt keine dieser Kategorien der bislang "biographiewürdigen" Journalisten und Journalistinnen im vollen Umfang. Aber dennoch liefert ihre Biographie einige interessante Einsichten in die Berufsgeschichte.

Vergleichen, Herausarbeiten des Besonderen, Neudeuten durch überraschende Entdeckungen – diese Erkenntnis leitenden Herangehensweisen steuern die hermeneutische Aufarbeitung eines fremden Lebens. Doch wer ist überhaupt ein interessantes Objekt/Subjekt für die Geschichtswissenschaft? „Why do you write about her? Why is she important?" – Diese verblüffend schlichten Fragen am Esstisch meiner Vermieterin in Boston oder beim Stehempfang im Howard Gotlieb Archival Center an der Boston University knüpfen direkt an die eingangs genannten Überlegungen an: Warum ist Bella Fromm als historische Person wichtig?

Im vom Humanismus geprägten Abendland, dessen Weltanschauung sich im Wesentlichen an den Werten und der Würde des einzelnen Menschen orientiert[1], fällt die Antwort scheinbar leicht: Alle Menschen sind wichtig. Jede und jeder hat eine Geschichte, unabhängig von Status und Gruppenzugehörigkeit in der Gesellschaft.[2] Als HistorikerInnen sind wir jedoch darauf angewiesen, die Spuren eines Menschen rekonstruieren zu können, diese im doppelten Sinne des Wortes lesen zu können. Schlicht gesagt: Wer nichts hinterlässt, dessen Geschichte kann nur schwer oder gar nicht rekonstruiert werden.[3] Im besten Fall hat die Person Dokumente aufbewahrt, die in irgendeiner Weise für ihr Leben bedeutsam sind. Idealerweise kommen weitere Unterlagen und Lebensspuren hinzu, weil dieser Mensch eine Rolle im öffentlichen Leben spielte.

Bella Fromm hat vieles aufbewahrt und dann selbst entschieden, was sie dem Archiv anvertraute, als sie ihren Nachlass zwischen 1966 und ihrem Tod im Jahr 1972 für das Howard Gotlieb Archival Center an der Boston University ordnete. Sie hat sogar einige Kommentare zu den Verfassern oder Situationen auf einigen Dokumenten notiert, oft nur einzelne Worte wie „Nazi" oder „died in ...". Sie hat Freunde, Freundinnen und Bekannte angeschrieben, ob es ihnen recht sei, wenn ihre Briefe in der „Bella Fromm Collection" verwahrt würden. Sicher ist es ihr nicht gelungen, alles zu sichten, zu sortieren und gegebenenfalls zu vernichten, was der Nachwelt nicht vorliegen sollte. Doch sie „redigierte" das posthume Bild von sich mit, ging dabei allerdings nicht systematisch vor. Offenbar war es nicht ihre Absicht, sie selbst betreffende Lebensumstände zu vertuschen oder nachvollziehbarer zu machen.

Der Umfang des Nachlasses ist beeindruckend: 61 Boxen mit Manuskripten, Notizbüchern, Vorträgen, Alben, Einzelblättern. Die schiere Menge zeigt, dass Bella Fromm sich der Bedeutung ihrer Zeit und ihrer Arbeit bewusst war; nicht gleichzusetzen ist das mit persönlicher Eitelkeit oder auch nur Selbstbewusstsein. Fromm betonte immer wieder die von ihr empfundene Unzulänglichkeit und die Unwichtigkeit ihrer Person.[4] Obwohl auch einige private Dokumente in der

[1] Die Wurzeln des Humanismus liegen in der griechischen und römischen Antike. Allgemeine Geistesbildung, Bildung als Selbstzweck und der Mensch als Maß aller Dinge bilden die Grundgedanken der humanistischen Weltanschauung. Im Neuhumanismus standen neben dem Bildungsideal die Überwindung der alleinigen Bewertung des Menschen auf Grundlage seiner Standeszugehörigkeit und die Skepsis gegenüber kirchlicher und staatlicher Autoritäten im Vordergrund.

[2] In der Ethnologie, Soziologie und Anthropologie wird dieser Grundsatz insofern hinterfragt, als dass das soziale und institutionelle Umfeld das Ich so stark prägen, dass die individuelle Identität des Einzelnen den sozioökonomischen Bedingungen unterliegt. Vgl. u.a. Bourdieu, Pierre: *Die biographische Illusion*. In: *BIOS* 1/1990, S. 75-81.

[3] Der Versuch Alain Corbins, die Geschichte eines Menschen zu schreiben, der in den Quellen keinerlei Spuren hinterlassen hat, verharrt denn auch fast durchgehend in der Möglichkeitsform. Vgl. Corbin, Alain: *Auf den Spuren eines Unbekannten. Ein Historiker rekonstruiert ein ganz gewöhnliches Leben*. Frankfurt a.M./New York 1999.

[4] Siehe vor allem den Briefwechsel mit dem Gründer des Howard Gotlieb Archival Centers. In: Korrespondenz zwischen Howard Gotlieb und Bella Fromm. *Internal Papers of the Howard Gotlieb Archival Center*, keine Signaturen.

Bella Fromm Collection zu finden sind, ist der Dreh- und Angelpunkt der Materialsammlung eindeutig nicht das Private[5] – im Gegenteil: Es ist schwierig, Bella Fromms Familienverhältnisse, ihr privates Leben und Denken generell zu rekonstruieren.[6] Das zentrale Thema ihres Lebens seit 1933 ist der Aufstieg der Nationalsozialisten und die Auseinandersetzung mit der deutschen Heimat. Schriftliches, Bilder, persönliche Dinge, Wohnverhältnisse, Gespräche mit und Publikationen von ZeitzeugInnen bilden die Recherchegrundlage für eine Biographie. Das eigene Wissen – ohnehin bereits vorhanden oder gezielt für das Forschungsprojekt angeeignet – liefert die Basis für unser Erkenntnisvermögen, das mit den Fragen beginnt, die wir stellen (können). Der Konstruktivismus liefert hierfür die Ausgangsthese, die Vergangenheit insgesamt als eine Konstruktion entlang der perspektivischen Orientierungen der Forschenden zu sehen.[7] Ich frage heute anders als gestern. Die Forschende ist offen für und beeinflusst durch verschiedene Menschen und ihre Aussagen, Thesen oder wissenschaftlichen Theorien. Es gilt, schlüssige Begründungen für ihre Plausibilität und Anwendbarkeit im gewählten Kontext zu liefern.

Jede Biographie ist ein Beitrag zur Konstruktion des individuellen Lebens und des historischen Kontextes, den es zugleich erhellt. Im Folgenden skizziere ich drei mögliche Lesarten der Bella-Fromm-Biographie:

1. Vergleichbar: die deutsch-jüdische Exilantin
2. Besonders: die Gesellschaftsreporterin
3. Neudeutung: die Immigrantin als Propagandistin und ihr(e) Ghostwriter

Vor allem der letztgenannte Abschnitt führt zu den Schlussbetrachtungen dieses Aufsatzes, die sich mit der schwierigen Balance der Forschenden zwischen Nähe und Distanz befassen. Genauer gesagt: mit den Vorstellungen und Unterstellungen sowie (unbeabsichtigten) Urteilen, den Annahmen und Thesen sowie den Schlussfolgerungen einer historisch gewordenen Person über eine andere historisch gewordene Person.[8]

Biographische Skizze

Bella Fromm (* 20. Dezember 1890 in Nürnberg; † 9. Februar 1972 in New York) war eine deutsche Journalistin, die 1938 ins US-amerikanische Exil flüchten musste, weil sie Jüdin war. Dort veröffentlichte sie 1942 den Bestseller *Blood and Banquets. A Berlin Social Diary*[9].

Bella Fromm wuchs in Kitzingen in Unterfranken/Bayern in einer wohlhabenden Weinhändlerfamilie auf. Sie heiratete 1911[10] einen Berliner Kaufmann, Max Israel, später Iklé, und brachte 1913 ihre Tochter Grete-Ellen, genannt Gonny, zur Welt.[11] 1919 wurde die Ehe geschieden. Bella Israel, geb. Fromm, wohnhaft in Berlin-Charlottenburg, Lutherstraße 6, hatte die Ehescheidung als Klägerin beantragt. Sie warf ihrem Mann, mit dem sie „ein minderjähriges Kind" hatte, vor, dass er „mit Fräulein Lisa Abel ein Liebesverhältnis unterhalte, sich mit ihr duze, küsse und umarme."[12]

1922 ging sie ihre zweite Ehe ein.[13] Die Inflation und der Zusammenbruch des Unternehmens ihres zweiten Ehemanns, des Textilkaufmanns Karl Julius Steuermann, zwangen sie, ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen.[14] Durch Freunde und Kontakte zum Ullstein-Verlag fasste

[5] Angelika Schasers Conclusio trifft somit in diesem Fall nicht zu: *„Das Private, das im männlichen ‚Normallebenslauf' kaum der Rede wert zu sein scheint, erweist sich bei den Frauen nicht selten als Dreh- und Angelpunkt ihres Lebensweges, etwas, das öffentliches Wirken und beruflichen Erfolg verhindern, behindern oder erst ermöglichen kann."* In: Schaser, Angelika: *Bedeutende Männer und wahre Frauen. Biographien in der Geschichtswissenschaft.* In: *Querelles* 6, 2001, S. 137-152, S. 143.

[6] Privat wird gerade in Bezug auf weibliche Biographien in der Regel mit Familie(ngründung) gleichgesetzt; eine unzureichende Definition, da die Lebensentwürfe von Frauen nicht immer darauf hinauslaufen bzw. hinausgelaufen sind, das Private also weit mehr erfasst.

[7] Schmidt, Siegfried J.: *Geschichte beobachten. Geschichte und Geschichtswissen aus konstruktivistischer Sicht.* In: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, 1/1997, S. 19-44, S. 37.

[8] Schon J.G. Droysen wies auf die von den Lebensumständen geprägte Perspektive auf den historischen Gegenstand hin. Vgl. Droysen, Johann Gustav: *Grundriß der Historik* [1868]. Darmstadt 1974, S. 285.

[9] Fromm, Bella: *Blood and Banquets. A Berlin Social Diary*, New York 1942. In späteren Ausgaben wurde der Zusatz „1933-1938" an den Titel angehängt. In diesem Aufsatz wird jeweils auf die unveränderte Ausgabe von 1992 verwiesen.

[10] Bescheinigung des Aufgebots des Standesamts Berlin III, Gentheimer Straße 4, Aufgebotsliste Nr. 391, vom 31. Mai 1911, Benachrichtigung an das Standesamt Kitzingen. In: Stadtarchiv Kitzingen.

[11] Fromm Family Tree, Page 2: *Descendants of Grete Fromm*, erstellt am: February 23, 1995. Privatbesitz der Familie McAffee, Raleigh, NC, USA.

[12] Abschrift des Urteils der 14. Zivilkammer des Landgerichts III in Berlin über die erfolgte Ehescheidung, datiert vom 15. Mai 1919. In: Akten des Standesamtes 1919, Stadtarchiv Kitzingen.

[13] Bescheinigung des Aufgebotes des Standesamtes Charlottenburg, Reg.-Nr. 92/1922,. In: Akten des Standesamtes Kitzingen 1922, Stadtarchiv. Mit handschriftlicher Notiz, dass die Trauung in Kitzingen vollzogen wurde.

[14] Zur Inflation: Handschriftliche Notiz, in: *Bella Fromm Collection, Box 48, Folder 3*, Blatt ohne Datum; zum Zusammenbruch des Unternehmes: Brief an einen Kitzinger Bekannten, der sie um Hilfe bei der Arbeitssuche gebeten hatte. In: *Bella Fromm Collection, Box 12.*

sie 1928 Fuß im Journalismus, nachdem sie drei Jahre zuvor begonnen hatte, Texte für eine Textilzeitschrift zu schreiben. Sie arbeitete als Lokaljournalistin für die Lokalzeitung *Grunewald-Echo*, als Sportreporterin für das *12-Uhr-Blatt* und die *Hamburger Zeitung*, als Gesellschaftsreporterin neben dem *12-Uhr-Blatt* für die Zeitschrift des Tennisclubs *Rot-Weiß*, den Berliner *Börsen-Courier*, die *Berliner Zeitung* und die *Vossische Zeitung*. Die regelmäßige Kolumne *Berliner Diplomaten* in der *Vossischen Zeitung* zeichnete sie mit ihrem Kürzel „b.fr.".[15]

1934 wurde Fromm wie alle jüdischen Journalisten und Journalistinnen von der nationalsozialistischen Regierung mit Schreibverbot belegt.[16] Trotz Interventionen des Ullstein-Verlages[17], NS-Reichswehrministers Werner von Blomberg[18] und Vertretern des Auswärtigen Amtes[19] gelang es ihr nicht, eine Ausnahmeregelung für sich durchzusetzen.[20] Propagandaminister Joseph Goebbels verfügte persönlich ihren Ausschluss aus der Berufsliste.[21]

1935 kehrte sie trotz der Gefahren nach dem Besuch bei ihrer Tochter, die inzwischen im US-amerikanischen Exil lebte, nach Deutschland zurück. Sie wusste von den Konzentrationslagern, da ihr Onkel, der Kitzinger Kommerzienrat Max Fromm, bereits 1933 für eine Woche eingesperrt worden war und nur auf Intervention des Reichsbankpräsidenten Hjalmar Schacht wieder frei kam.[22] Sie stand zudem in engem Kontakt mit Leo Baeck, dem Präsidenten der Reichsvertretung der Deutschen Juden. Erst 1938 – zwei Monate vor der Reichspogromnacht – floh sie in die USA. In New York arbeitete Bella Fromm als Serviererin und Näherin; mit dem Lohn unterstützte sie ihren zukünftigen Ehemann Peter Wolfheim, der als Immigrant seine Examina in den USA wiederholen musste, um als Arzt praktizieren zu können. Von Karl Julius Steuermann ließ sie sich in den USA scheiden.

Ein befreundeter Journalist, Thomas Birchall, schlug ihr vor, ihre Erlebnisse aus Berlin – vor allem ab 1933 – als Tagebuch zu veröffentlichen. Das Buch *Blood and Banquets* wurde 1943 – begleitet von Werbung und Öffentlichkeitsarbeit – ein Bestseller in den USA. In den detaillierten Notizen schildert Fromm mit einer Mischung aus Spott und zunehmender Besorgnis den Aufstieg der Nationalsozialisten. Das Buch ist gespickt mit Insiderwissen, das für die Nähe der Tagebuchverfasserin zu den politisch Mächtigen spricht.

Um Material für weitere Vorträge zu sammeln, reiste sie ab 1946 regelmäßig nach Deutschland.[23] Außerdem sagte sie 1947 als Zeugin bei den Nürnberger Folgeprozessen gegen die hohen Beamten des Auswärtigen Amtes aus. 1957 erhielt sie das Bundesverdienstkreuz für ihre Verständigungsarbeit zwischen Amerikanern und Deutschen.[24] Ihr deutscher Roman „... und war doch umsonst"[25], der 1961 erschien, fand wenig Beachtung in der damaligen Bundesrepublik. In

[15] In ihrem Nachlass hat Bella Fromm eine Sammlung ihrer Zeitungsberichte hinterlassen, die in ihrer Berliner Zeit auch als Nachweis für die Honorarabrechungen dienten (Summen auf Ausschnitten handschriftlich eingetragen), in: *Bella Fromm Collection, Box 4, Book 2*; Nachweise in der *Vossischen Zeitung*, 1928-1932, Staatsarchiv Berlin, Zeitungssammlung, Ztg 1621.

[16] Das Schriftleitergesetz wurde am 4. Oktober 1933 verabschiedet und trat am 1. Januar 1934 in Kraft.

[17] Brief der Politischen Direktion des Ullstein-Verlags an den Reichsverband der Deutschen Presse, Schreiben ohne Datum. In: *Bella Fromm Collection, Box 61 Folder 2*. Laut Eintrag in Fromm, *Blood and Banquets*, 1992, S. 150, wurde dieser Brief am 20. Januar 1934 versandt, also nach der offiziellen Ablehnung, sie in die Berufsliste aufzunehmen. Siehe Fußnote 24.

[18] Schreiben an Bella Fromm von Hans Georg von Friedeburg im Auftrag von Reichswehrminister Werner von Blomberg vom 13.12.1933; Brief von Propagandaminister Joseph Goebbels an Wehrminister Werner von Blomberg am 12.12.1933; Empfehlungsschreiben Werner von Blombergs für Bella Fromm vom 18. Dezember 1933. Alle in: *Bella Fromm Collection, Box 58, Folder 3*.

[19] Minister-Vorlage des Protokollchefs des Auswärtigen Amtes, Rudolf Graf von Bassewitz, vom 10.02.1934. In: Archiv des Auswärtigen Amtes, Referat Protokoll R 121645: Az. Presse 27 - Die fremden Presseberichterstatter, Stempel vom 17.02.1934.

[20] Die Ablehnung ihres Antrags beim Reichsverband der Deutschen Presse ist vom 4. Januar datiert. Es ist ein Vierzeiler: nicht stattgegeben, keine Eintragung in die Berufsliste, lautet die knappe Mitteilung. In: *Bella Fromm Collection, Box 2, Folder 1*.

[21] Einem handschriftlichen Vermerk des Leiters der Presseabteilung des Auswärtigen Amtes, Gottfried Aschmann, auf der zweiten Seite der Minister-Vorlage – siehe Fußnote 23 - ist zu entnehmen, dass die Angelegenheit bereits gegen die Antragstellerin entschieden worden war: *„H[err] St[aatssekretär] [...] Funk teilte mir heute mit, dass H[err] RM Dr. Goebbels ein für alle mal gegen ihre Zulassung ausgesprochen hat. H[err] Funk hat mich ermächtigt, Bella Fromm zu H[err] Jahncke zu schicken, damit ihr dieser die Entscheidung des RM. endgültig mitteilt. Aschmann 13/II"* Walther Funk war der Staatssekretär im Propagandaministerium, Kurt Jahncke war der Leiter der Presseabteilung des Propagandaministeriums und hatte den Vorsitz der Reichspressekonferenz inne.

[22] Fromm, Alfred: *My Life In The Wine Business In Europe And The United States*. San Francisco 1995 (Published by Regional Oral History Office San Francisco, Interviewer: Eleanor K. Glaser), S. 24; Fromm, Alfred: *Wines, Music and Lifelong Education*. Interviews Conducted by Elaine Dorfman and Caroline Crawford in 1986 and 1987. In: *California Jewish Community Oral History Series*, Ed. by University of California. Berkeley 1988, S. 21.

[23] Umfangreiche Notizen zu den Reisen siehe in: *Bella Fromm Collection, Box 3, Folder 3*.

[24] Bundespräsidialamt/Ordenskanzlei.

[25] Fromm, Bella: *... und war doch umsonst*, Würzburg 1961. Das Buch erschien auch unter dem Titel *Die Engel weinen*.

diesem Buch arbeitete Fromm fiktiv die Vertreibung aus der Heimat und ihre Exilerfahrungen auf.

Der Ullstein-Verlag brachte Bella Fromms Bestseller *Blood and Banquet* 1993 in leicht gekürzter Fassung auf Deutsch unter dem Titel *Als Hitler mir die Hand küsste*[26] heraus.

Vergleichbar: Gehen oder bleiben? Abwägungen einer deutsch-jüdischen Exilantin

Viele Juden und Jüdinnen zögerten trotz der Drangsalierung und Verfolgung nach 1933, ihre deutsche Heimat zu verlassen.[27] Bella Fromm war zu einer Zeit aufgewachsen, als die Diskriminierung ihrer Religion zwar nicht aus Alltag, Medien und Wissenschaft verschwunden war, aber von vielen offenbar nicht mehr als prägende persönliche Erfahrung oder Hindernis empfunden wurde, obwohl antisemitische Äußerungen, Anfeindungen und Übergriffe im Laufe der Weimarer Republik zunahmen.[28] Bella Fromms Cousin Alfred erinnert sich fast acht Jahrzehnte später in einem Interview an seine Kinder- und Jugendjahre in Kitzingen: „*My father was born in 1870, which was already a better time for the Jewish people in Germany. There was always an undercurrent of anti-Semitism in Germany. It still exists today. But it had not that horrible form that later developed under the Nazis.*"[29] Die Cousins und Cousinen der Familien Fromm wuchsen Tür an Tür in wohlhabenden, säkular geprägten Familien auf.

Während des Kaiserreichs und der Weimarer Republik fühlten sich die deutschen Juden und Jüdinnen durch den Rechtsstaat geschützt.[30] Dass dieser so schnell und so komplett durch die Nationalsozialisten unterminiert und zerstört werden würde, war vor diesem Hintergrund schwer vorstellbar. Zudem waren viele – so wie die Fromms – angesehene Bürger und Bürgerinnen, deren Zugehörigkeitsgefühl zum Vaterland durch den persönlichen Einsatz im Ersten Weltkrieg, auch der Frauen an der Heimatfront, noch gestärkt worden war. Sie kamen gar nicht auf die Idee, als Opfer gemeint sein zu können: „*The ones who came last were my parents because for a long time my father resisted immigrating. He said, ‚That Nazi business cannot last for a long time.' He was such a prominent man in our industry and so well known that he felt it could not be meant for him,*" fasst Alfred Fromm dieses Lebensgefühl in Worte.[31] Bis in die 1930er Jahre baute sein Vater das Weinhandelsunternehmen weiter aus. Bella Fromm war ihrem Onkel, dem Kitzinger Kommerzienrat Max Fromm, in dieser Hinsicht ähnlich: Sie startete 1928 mit viel Elan ihre Karriere als Journalistin und konnte 1933 zunächst nicht glauben, dass sie zu den Verfolgten und Ausgegrenzten gehören sollte.

Unsere aktuellen Rekonstruktionsversuche und Deutungsmuster vergangener Ereignisse sind auch bei der Erforschung jüdischer Lebenswege vor 1933 oft eingeschränkt durch unsere heutige Kenntnis von den Gräueltaten der Nationalsozialisten, was einerseits nachvollziehbar und richtig ist, andererseits aber den nachwachsenden Generationen im Nachkriegs-Deutschland den Zugang zum Wissen über jüdische Deutsche vor der Verfolgung und dem Genozid oft verstellt. Die Dichotomie Täter-Opfer – und eventuell noch Mittäter[32] – ist durch unser Wissen über den Holocaust ein verbreitetes Interpretationsmuster. Juden und Jüdinnen wurden und werden häufig nur als Opfer dargestellt und wahrgenommen, nicht als engagierte, aktiv handelnde deutsche Bürger und Bürgerinnen mit sehr unterschiedlichen politischen Ansichten, Lebensgewohnheiten sowie Einstellungen zur Religion. Biographische Forschungsarbeiten können zeigen, wie hart die Ausgrenzung aus der deutschen Gesellschaft und ihrer Heimatkultur vor allem die fast vollständig Assimilierten unter ihnen traf. Marion Kaplan stellt fest: „Es sind diese persönlichen Erlebnisse und Erkenntnisprozesse und die konkret erlebte soziale Desintegration, die uns in neuer Weise einem Verständnis der späteren katastrophalen Ereignisse näher bringen können."[33]

Bella Fromm unterstrich die besonders kränkenden Worte in Briefen, die ihr Berufsverbot und

[26] Fromm, Bella: *Als Hitler mir die Hand küsste*. Berlin 1993.

[27] Vgl. Dippel, John V.H.: *Die große Illusion. Warum deutsche Juden ihre Heimat nicht verlassen wollten*. Weinheim und Berlin 1997.

[28] Für die jüdische Heimatgemeinde Bella Fromms ist das belegt in: Schwinger, Elmar: *Von Kitzingen nach Izbica. Aufstieg und Katastrophe der mainfränkischen, israelitischen Kultusgemeinde Kitzingen*. Kitzingen 2009, S . 209ff. Schwinger weist berechtigterweise darauf hin, dass die Erinnerung möglicherweise die Kindheit in einem besseren Licht erscheinen ließ oder die Eltern die Kinder abschirmten. Zu der Zunahme des Antisemitismus in der Gemeinde siehe ebd., S. 198 ff.

[29] Fromm, *Wines, Music and Lifelong Education*, 1988, S. 29.

[30] Sie waren mit der Reichsverfassung 1871 als vollwertige Bürger anerkannt worden.

[31] Ebd., S. 20.

[32] Vgl. Thürmer-Rohr, Christina: *Aus der Täuschung in die Ent-Täuschung. Zur Mittäterschaft von Frauen*. In: dies.: *Vagabundinnen*. Berlin 1987, S. 38-56.

[33] Kaplan, Marion: *Der Mut zum Überleben. Jüdische Frauen und ihre Familien in Nazideutschland*. Berlin 2001, S.8.

den Ausschluss aus dem gesellschaftlichen Leben besiegelten, so in einem Brief des Präsidenten der Reichsschriftumskammer vom 15. Juni 1935, in dem die Formulierung „im Zuge der Reinigung der Reichskulturkammer" verwendet wurde.[34] Sie bewahrte den Briefwechsel mit dem Berliner Tennis-Club „Rot-Weiß" auf, aus dem sie und ihre Tochter Gonny als Mitglieder ausgeschlossen wurden und der ihr als Journalistin und Reporterin Platzverbot erteilte, nachdem der Club sie jahrelang hofiert hatte. Die Schreiben an die Berichterstatterin waren zuckersüß – bis 1933. Am 15. November 1933, also noch vor dem Vollzug des Schriftleitergesetzes, ging beim Ullstein-Verlag in der Post-Zentrale folgender Brief ein:

„An die B.Z. am Mittag, Berlin SW, Kochstr. 22/26
Wir haben Veranlassung Sie zu bitten, dass in Zukunft mit der Berichterstattung über gesellige Veranstaltungen unseres Klubs in Ihrem geschätzten Blatt nicht mehr, wie bisher, Frau Bella Steuermann-Fromm beauftragt wird. Der Klub ist mit der von dieser Dame geübten Beichterstattung in keiner Weise einverstanden. Im übrigen legen wir Wert darauf, dass, wenn über gesellige Veranstaltungen unseres Klubs Bericht erstattet wird, dies in Zukunft durch arische Journalisten geschieht, die soweit orientiert sind, dass Sie wissen, welche Persönlichkeiten im heutigen Staat und in der Gesellschaft die Bedeutung haben, dass sie verdienen, namentlich erwähnt zu werden.
Mit deutschem Gruss,
Stempel, v. Gersdorff v. Montbé"[35]

Auf dem Umschlag, der auf dem *Rot-Weiß*-Brief liegt, hat Bella Fromm handschriftlich notiert: „The letters in the envelope – before 1933 – speak a different language."[36]
Ihre Tochter brachte sie 1934 durch ihre Kontakte zu US-amerikanischen Diplomaten in Sicherheit. Sie selbst blieb.
Für die seit 1911 in Berlin lebende Gesellschaftsreporterin sprach für das Verbleiben im Deutschen Reich, Juden und Jüdinnen bei der Ausreise zu helfen. Im Nachlass findet sich ein Empfehlungsschreiben des Präsidenten der Reichsvertretung der Deutschen Juden, Leo Baeck, vom 4. September 1938, in dem es unter anderem heißt:

„[...] Wir alle sind hier Frau Fromm-Steuermann zu ganz besonderem Dank verpflichtet. Während der letzten Jahre hat Frau Fromm die guten Beziehungen, die sie in früherer Zeit erworben hatte, in der selbstlosesten und uneigennützigsten Weise unermüdlich und tapfer für unsere Aufgaben und unsere Menschen nützlich zu machen gesucht. Sie stand uns jederzeit zur Verfügung und hat uns wertvolle Dienste geleistet. [...]"[37].

Im deutschen Manuskript notiert sie für den 15. August 1933:

„In den letzten Wochen häufen sich die Bitten, Auslandsvisen zu beschaffen. Ich habe wirklich alle meine ausländischen Freunde eingespannt, um einige Hundert [gestrichen: jüdische, Anm. N.M.] Auswanderer glücklich zu machen. In besonders rührender Weise hat wieder mal Gg. S. Messer-smith geholfen. Dieser Mann hat die Fähigkeit alle Härten und Schwierigkeiten zu mildern und zu beheben. Er hat ein Herz und zwar auf dem rechten Fleck, er hat Verstand und weiß, worauf es ankommt. Ich glaube, dass wenige ausländischen Diplomaten so viel Liebe und Dankbarkeit entgegengebracht bekommen wie Georg S. Messersmith. Auch Rodiono der Presseattache der spanischen Botschaft und der Lagtionsrat der Tschechen Kamill Hoffmann helfen."[38]

Bella Fromm besorgte Visa – zum Beispiel für ihren Kollegen bei Ullstein, E. N. Schaffer, nach

[34] Brief des Präsidenten der Reichsschriftumskammer vom 15. Juni 1935. In: *Bella Fromm Collection Box 2, Folder 1.* Unterstreichung mit Bleistift.
[35] Brief vom 14. November 1933 vom Tennis-Club *Rot-Weiß* an den Ullstein-Verlag (Eingangs-Poststempel 15.XI.1933). In: *Bella Fromm Collection, Box 15, Folder 2.*
[36] Ebd. Nicht datierte Notiz.
[37] Empfehlungsschreiben Leo Baecks für Bella Fromm an Mrs. Razowsky, National Refugee Comittée vom 4. September 1938, in: *Bella Fromm Collection, Box 17, Folder 4.*
[38] *Bella Fromm Collection, Box 1, Folder 2.*

Indien[39], oder für Konstantin Fedin.[40] Unterstützt wurde sie dabei von Eva von Schröder, Reichsleiterin der NS-Volkswohlfahrt.

Interessant ist dabei Bella Fromms Umgang mit ihrer mit Eva von Schröder geteilten Vergangenheit. Sie äußert sich unter anderem 1969 in einem Brief an eine Bekannte in Deutschland dazu:

> *„Sicher kannten Sie den Namen Eva von Schröder, Reichsleiterin der NS Volkswohlfahrt. Als ich nach 46 mehr in D war als in USA konnte ich doch auch ab und zu helfen. Eva war bis 1933 im Roten Kreuz mit mir zusammen bis - - ich 1933 das goldene Abzeichen auf ihrer Jacke entdeckte und ihr adieu sagte. Ab 34 - nach dem Roehmmord ist sie ‚aufgewacht'. Sie kam in mein Haus - schwarzer Mercedes mit Nazi-Standarte - bot an. ‚Ich helfe, wann und wo ich kann. Sie schaffen die Einreisevisa durch Ihre intern. Freunde und dann holen wir die Leute aus dem K.Z.' O f t [Gesperrte Schrift im Original, Anm. N.M.] hats geklappt - erst 38 - als sie ‚fertig waren fuer den Krieg' half nichts mehr. Als sie meinen Peter (EK 7 1916) ins K.Z. holten, sagte Eva, nun aber raus Ihr Zwei. Auch da hat sie geholfen. 1946 fand ich sie halbverhungert in Westfalen - und dann sind Alle, denen sie half, ran und wir haben sie bis zu ihrem Tod erhalten - ich habe auch mein Haendchen aufgehoben, als diese Lumpen von Nazi Richtern, sich weigerten sie zu denazifizieren. Auch Herr Niemoeller hatte vergessen, dass Eva ihm so viele Erleichterungen verschafft hatte. Alle Unterlagen sind auch schon in Boston. Mag sein, man will auch mal über das alles nachlesen."*[41]

Die Entnazifizierungspraktiken der Alliierten – wer verurteilt wurde, wer davonkam – empörten Fromm direkt nach dem Zweiten Weltkrieg, aber auch noch Jahrzehnte danach. Ihre Darstellung der Zusammenarbeit mit Eva von Schröder ist über die Jahrzehnte kongruent, was nicht belegt, aber nahe legt, dass die Zusammenarbeit in etwa so ablief. Der Hinweis auf ihren Nachlass in Boston zeigt, wie wichtig Fromm die Benennung von Tätern, Mittätern und Opfern blieb.[42]

Besonders: keine Königin, keine Kärrnerin, sondern Klatschreporterin

Die androzentrische Sichtweise[43] auf die Geschichte des Journalismus hinter sich zu lassen und gewisse Stereotypen über den Beruf zu überwinden, die Wissenschaftlerinnen und Journalistinnen gemeinsam mit den Männern perpetuieren, ist notwendig bei der biographischen Annäherung an eine Gesellschaftsreporterin im Berlin der 1920er Jahre. Gefangen in der uns privat und professionell prägenden bürgerlichen Gesellschaft des 20./21. Jahrhunderts, fällt es schwer, unsere heutigen kommunikationswissenschaftliche und berufspraktische Kategorienbildung und Bewertungsschemata wie „Qualitätsjournalismus" versus Klatsch- und Boulevardbzw. Gesellschaftsjournalismus über Bord zu werfen und den zeitgenössischen Auffassungen nahe zu kommen. Diese Dichotomie existierte während der Weimarer Republik nicht in dieser Schärfe.[44]

Berichte über das Geschehen in der High Society galten in der noch stark vom Adel geprägten

[39] Brief von E.N. Schaffer vom 4. Mai 1964 an Bella Fromm, In: *Bella Fromm Collection Box 13*, Folder 1. Schaffer arbeitete nach seiner Rückkehr aus dem Exil für die *Deutsche Welle*.

[40] Notizzettel adressiert an Frau Bella Fromm, datiert 9. September 1931, mit der Aufschrift: „Sehr geehrte gnädige Frau, Konstantin Fedin ist nun glücklich nach der Schweiz abgereist. Er sowohl wie ich danken Ihnen bestens für die gütige Intervention. Mit bestem Gruß, gez. Dr. Honig". In: *Bella Fromm Collection, Box 12.*

[41] Fromm, Bella: Brief an Ursula von Friedeburg vom 11.02.1969. In: *Bella Fromm Collection, Box 3, Folder 3.* Ursula von Friedeburg war die Witwe von Hans Georg von Friedeburg, General, Mitunterzeichner der Kapitulationsverträge 1945, Selbstmord am 23. Mai 1945.

[42] Zum Beispiel empörte sie sich noch 1968 darüber, dass die Pilotin Hanna Reitsch zum Empfang für Neil Armstrong in Frankfurt eingeladen war. Reitsch habe Hitler 1945 aus dem Bunker ausfliegen wollen. In: Korrespondenz zwischen Howard Gotlieb und Bella Fromm, Internal Papers of the Howard Gotlieb Archival Center.

[43] In einem über Jahrhunderte von Männern dominierten Beruf gerieten zunächst hauptsächlich männliche publizistische Persönlichkeiten in den Fokus der Medienhistoriker.

[44] Das Image jeder Form von Gesellschaftsjournalismus hat sich erst nach dem Zweiten Weltkrieg verschlechtert. Das ist vor allem auf die zunehmende Skandalisierung der Berichterstattung zurückzuführen, die mit nicht belegten Behauptungen und Paparazzi-Fotos die Auflage immer mehr zu steigern versucht. Unterschieden wird durchaus zwischen gut recherchiertem Informationen oder auch nur rein spekulativem Klatsch über „Celebrities" in der Regenbogenpresse und fundierter Berichterstattung über Stars und andere Prominente in der Gesellschaftsberichterstattung.

„Gesellschaft" und auch im – in der Hauptstadt viel beachteten – Diplomatischen Korps keineswegs als anrüchig. Sie fanden Platz in „Qualitäts"-Zeitungen – so wie Bella Fromms Kolumne in der *Vossischen Zeitung*. Die Vertreter und Vertreterinnen dieser Sparte waren nicht nur über gesellschaftliche, sondern auch politische Vorgänge in der Hauptstadt informiert.

Die Rubrik *Wer – war – wo?* trifft im Titel ziemlich genau das hauptsächliche Themenspektrum Bella Fromms von 1928 bis 1934. Hier ein paar Beispiele: Lunch im Bristol ist en vogue – wer dort speist, Kehraus bei Carlotta Tauber-Vancondi – wer war dabei, Jahrestag der Türkischen Republik – wer saß neben wem beim Empfang des Botschafters, Prominente bei Otto Wolff in seinem zauberhaften Palais – wer trug was, Tanz zugunsten eines Kinderheimes im „Esplanade" – welche WohltäterInnen ließen sich blicken. Es geht meist um mehr oder weniger scheinbar private Feste bei den Reichen, Mächtigen und Prominenten der Stadt, offizielle Veranstaltungen der ausländischen Botschaften, die Ankunft neuer Botschafter, Homestorys über Berliner Persönlichkeiten, Wohltätigkeitsveranstaltungen sowie schicke Restaurants und Hotels. Dass ihre Informationen auf persönlichen Kontakten beruhten und ihr aus den Kreisen der High Society direkt zugetragen wurden, entspricht der heutigen Arbeitsweise von Gesellschaftsreportern und -reporterinnen. „Namensparaden"[45] nennt Hubert Treiber diese Darstellungsform im Journalismus, wobei der Gesellschaftsreporter den Namensparaden verdanke, dass er selbst einen Namen bekommen habe durch „Anleihe beim Prestigekapital"[46]. Auch in der Weimarer Republik war das Interesse am Leben der Adligen, Reichen und Stars in jeder Art von Kunst und Sport groß. Wer sich als Reporter oder Reporterin darauf spezialisierte, brachte sich in der Branche nicht in Misskredit. Die Berichterstattung über die „Gesellschaft" existierte in zwei Formen: der kritischen (Skandal-) Berichterstattung[47] und der freundlichen Hofberichterstattung. Journalisten und Journalistinnen, die sich wie Bella Fromm der zweiten Variante verschrieben, wurden quasi als Mitglieder dieser Kreise assoziiert; in Anlehnung an die Kriegsberichterstattung könnte man sagen, sie waren „embedded". Die Berliner Ärztin Hertha Nathorff, die 1939 ins amerikanische Exil floh, erinnerte sich mit folgenden Worten an Bella Fromm: „*Sie hatte jeweils Beziehung zu höchsten Kreisen. Bella war eine ‚societylady', führte großes Haus in Berlin, sammelte auch hier [in New York, Anm. N.M.] bedeutende Menschen aus ihren Kreisen um sich. [...] Wir waren sehr befreundet, aber klug bin ich trotzdem aus ihrer (polit.) Einstellung nicht geworden.*"[48]

Tonangebend und Stil prägend war nach 1918 immer noch die adlige Gesellschaft, in der die Trennung zwischen privat und öffentlich nicht in dem Maße wie im bürgerlichen Selbstverständnis postuliert wurde.[49] Der Einfluss der Aristokratie auf das Leben bürgerlicher Frauen war in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts – also in der Zeit, in der Bella Fromm geboren und erzogen wurde – groß.[50] Die diplomatischen Kreise – denen Bella Fromms hauptsächliches professionelles Augenmerk galt – rekrutierten ihr Personal im Regelfall aus dem Adel. Der Journalismus war noch nicht so weit verbürgerlicht, dass nur das dem Öffentlichen Zugewiesene – Politik, Erwerbsarbeit, Sport, etablierte Kunst – als seriöse Themengrundlage galt und das Private automatisch dem Klatsch zugeordnet wurde.[51] Hinzu kam, dass in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts Gesellschaftsberichterstattung nicht mit den heute bekannten Methoden des Boulevard-

[45] Treiber, Hubert: *Obertanen. Gesellschaftsklatsch – ein Zugang zur geschlossenen Gesellschaft der Prestige-Oberschicht*. In: *Journal für Sozialforschung*, 2/1982, S. 139-159, S. 142f.

[46] Ebd., S. 158.

[47] Vgl. Bösch, Frank: *Das Private wird politisch: Die Sexualität des Politikers und die Massenmedien des ausgehenden 19. Jahrhunderts*. In: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 52/2004, S. 781-801.

[48] Brief Hertha Nathorffs (1895-1993) an die Herausgeber des Biographischen Handbuchs der deutschsprachigen Emigration, IfZ, MA 1500/18.

[49] Paletschek, Syvia: *Adelige und bürgerliche Frauen 1770-1870*. In: Fehrenbach, Elisabeth (Hrsg.): *Adel und Bürgertum in Deutschland 1770-1848*, München 1994, S. 159-185, hier S. 179f. Das werde besonders am Hofleben deutlich, so Paletschek, die damit unter anderem auf die (öffentliche) Repräsentationsfunktion und die direkte Machtausübung der adeligen Frauen verweist. Mit der Übernahme bürgerlicher Verhaltensweisen im Adel und der Intimisierung des Familienlebens dürfte auch die Trennung zwischen öffentlich und privat Einzug gehalten haben. Damit sei, so vermutet die Autorin, ein neuer Tabubereich für adlige Frauen entstanden.

[50] Ebd., S. 175. Bella Fromm zeigte eine große Adelsbegeisterung: Bestandteil ihrer Pseudonyme als Journalistin in der Weimarer Republik war immer ein „von". In ihrem Roman „... und war doch umsonst" ist die stark autobiographisch geprägte Hauptfigur adlig (und nicht jüdisch). Hans-Ulrich Wehler konstatiert eine „Adelssimulation" in Lebensstil und Exklusivitätsverhalten, die seit Jahrhunderten ein Phänomen im Großbürgertum in ganz Europa gewesen sei. Siehe Wehler, Hans Ulrich: *Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Vierter Band. Vom Beginn des Ersten Weltkrieges bis zur Gründung der beiden deutschen Staaten 1914-1949*. München 2003, S. 290.

[51] Ausführlich dazu: Henning, Bettina: Klatschjournalismus – Fragmente einer adeligen Kultur in der bürgerlichen Gesellschaft. Dissertation, voraussichtlicher

journalismus wie Indiskretion, Bloßstellung, aber auch inszenierter Aufdeckung von privaten „Geheimnissen" mehr oder weniger Prominenter betrieben wurde. Im Gegenteil: Der Straßenverkauf der Zeitungen – zum Beispiel der *B.Z.* – führte zunächst zu einer Verknappung der Nachricht, das heißt sie wurde von Kommentar und räsonierendem oder belletristischem Schnörkel befreit, denn das erste Gebot war: Die Information musste schnell ins Blatt und dabei trotzdem stimmen.[52]

Doch Bella Fromm war sich durchaus der Beschränkungen und Eindimensionalität ihrer journalistischen Tätigkeit bewusst. Die Wahrheit, die sie als Gesellschaftsreporterin nicht habe publizieren dürfen, habe sie in ihr Tagebuch geschrieben, erklärte sie. In der Fassung für *Blood and Banquets* ist dieser Entschluss so formuliert:

„When I took my first copy to the paper, Dr. Misch, the editor, said: ‚That's charming, Bella, very charming, indeed, but much too flippant. There's a great deal you will have to learn about social reporting. A social reporter does not write realistically. Just remember this: Every ambassadress is a beauty. Every minister is an excellent politician – the best in the world, in fact. Every newcomer in the diplomatic corps is always the shining star of the homeland's Foreign Office. If you remember these things you can never go far wrong.' Well, that isn't going to be too pleasant. I have rather a penchant for plain speaking. From now on I'll have to write with a double pen – the column for public consumption, and diary for things as I actually see and hear it."[53]

Fraglich ist, wann diese Zeilen verfasst wurden – in einem Tagebuch 1928 oder rückblickend sowie um viele persönliche und journalistische Erfahrungen reicher im amerikanischen Exil Anfang der 1940er-Jahre.

Es ist überraschend, dass es für eine Frau aus bürgerlichen Kreisen gesellschaftlich offenbar akzeptiert war, ihren Lebensunterhalt für sich und ihre Tochter als Journalistin zu verdienen. Bella Fromm erwähnt keinerlei negative Bemerkungen aus ihrem privaten oder beruflichen Umfeld. Eine grundlegende Infragestellung tradierter Geschlechterstereotypen vollzog sich in der Weimarer Republik allerdings nicht, auch wenn Frauen aus allen sozialen Schichten arbeiteten.[54] Bei Bella Fromms Karriere, die selbst als Grund für ihre Berufstätigkeit den Verlust ihres Vermögens in der Inflation 1923 nannte, haben mehrere Faktoren eine Rolle gespielt:

- Die Zugehörigkeit zur „Berliner Gesellschaft" – durch ihre bereits vorhandenen Kontakte und verstärkt durch den journalistischen Beruf – ermöglichte ihr das Arbeiten in einem standesgemäßen sozialen Umfeld auch als Reporterin. Sie betonte stets, dass ihre persönlichen Kontakte ihr den Einstieg in den Journalismus erst ermöglicht hätten. *„I'm going to enter journalism. My international and social contacts may stand me good stead"*, heißt es in ihrem Bestseller *Blood and Banquets*, und ein paar Zeilen weiter: *„The connections of my youth and the good name of my famliy proved invaluable."*[55] Hunderte Einladungen, die sie aufbewahrte, und Korrespondenz über Cocktailparties und Abendessen bei ihr zu Hause in Berlin sowie Briefwechsel mit „Informanten"– Menschen aus der Berliner Gesellschaft, die sie auf dem Laufenden hielten – zeugen davon, wie die „Societylady " Arbeit und Privatleben ineinander verwob.[56]
- Den Weg in diesen öffentlichen Beruf hatte ihr ein für Frauen typischer Zugang zur Öffentlichkeit ermöglicht: die Wohltätigkeitsarbeit. Sie war nicht geschlechtsspezifisch gebunden und galt auch unter bürgerlichen Juden und Jüdinnen als gesellschaftliche Verpflichtung. *„The gender ideal*

Es ist überraschend, dass es für eine Frau aus bürgerlichen Kreisen gesellschaftlich offenbar akzeptiert war, ihren Lebensunterhalt für sich und ihre Tochter als Journalistin zu verdienen.

Erscheinungstermin 2010.

[52] Mendelssohn, Peter de: *Zeitungsstadt Berlin. Menschen und Mächte in der Geschichte der deutschen Presse.* Berlin 1982 (überarb. und erw. Auflage), S. 202 ff. Die B.Z. am Mittag war die erste deutsche Boulevardzeitung, 1904 vom Ullstein-Verlag auf den Markt gebracht.

[53] Fromm, *Blood and Banquets*, 1992, S. 18f. Dr. Carl Misch (1896-1965) war vor seiner Emigration 1933 elf Jahre lang politischer Redakteur bei der *Vossischen Zeitung* . Er wanderte zunächst nach Frankreich und dann in die USA aus.

[54] Frevert, Ute: *Frauen-Geschichte: Zwischen Bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit.* Frankfurt a.M. 1986, S. 180.

[55] Fromm, *Blood and Banquets*, 1992, S. 18 und 20.

[56] *Bella Fromm Collection*, vor allem *Box 1* und 2. In Box 55 sind in einer Mappe mit der handschriftlichen Aufschrift „1929, 1930, 1931" einige hundert Einladungen abgeheftet.

of the nineteenth-century European bourgeoise, middle- and upper-middle-class Jewish women expanded their charitable activity into social welfare and educational work", stellt Paula E. Hyman fest.[57] Als Vorbild für ihr karitatives Engagement hatte Bella Fromm ihre Mutter vor Augen. „[...] In den Ferien war es meine liebste Beschäftigung meiner Mutter bei ihrem weit verzweigten Wohlfahrtswerk zu unterstützen" heißt es in einer Notiz von ihr.[58] Bürgerliche Frauen nutzten die Möglichkeit der Partizipation am öffentlichen Leben – auch wegen der organisatorischen Herausforderung, große Veranstaltungen zu planen und durchzuführen. Bella Fromm nennt genau diese „skills" in englischsprachigen Bewerbungen in ihrer Anfangszeit in New York.[59]

Da Bella Fromm nicht in die Karriere fördernden Ressorts Politik oder Wirtschaft strebte, war sie für die ehrgeizigen Kollegen keine große Konkurrenz. Nur aus dem Jahr 1931 findet sich eine Bemerkung von ihr, die offenbart, dass sie weit reichendere Ambitionen hatte: *„Man lässt mich bei Ullstein nicht so viel über diese Verständigungsmöglichkeiten, Handelsbeziehungen x.x. schreiben, wie ich gefühlsmäßig gerne möchte. Ich könnte die Leute dort mit ihrer ‚blöden', noch ‚weiter links stehenden' Ansicht erwürgen."*[60] Seit Ende des 19. Jahrhunderts waren vermehrt Frauen im Journalismus tätig, die sich in erster Linie Frauenthemen, dem Feuilleton sowie Gesellschaft und Unterhaltung zuwandten. Das zu Beginn des 20. Jahrhunderts vorherrschende Konzept der unterschiedlichen Geschlechtscharaktere[61] untermauerte zwar den Ausschluss von Frauen aus Staat, politischer Öffentlichkeit und außerhäuslicher Erwerbssphäre ideologisch, barg jedoch offenbar paradoxer Weise die Möglichkeit für den Einstieg von Frauen in den Journalismus, stellt Susanne Kinnebrock fest.[62] Denn der Zugang zu dem vermeintlich so ‚anderem' Wesen der Frau war den Männern nach der Vorstellung der grundlegend unterschiedlichen Wesensmerkamle der Geschlechter kaum möglich. So wurde es meist Frauen überlassen, für das weibliche Publikum in Frauenzeitschriften und auf Frauenseiten, aber auch für das Feuilleton zu schreiben.[63] Über die „Mode- und Haushaltungsangelegenheiten" eroberten sich die Frauen die Tagespresse, schreibt Max Osborn, allerdings bereits 1896.[64] Sonst könnte er Bella Fromm gemeint haben, die 40 Jahre später rückblickend über ihren journalistischen Berufsweg schreibt: „I started in 25 with fashion, went on in 28 with Tennis and Icehockey and switched over to politics and ‚behind the scene'."[65]

Nicht einzigartig, aber besonders war die Karriere Bella Fromms. Sie blieb trotz Kolleginnen in ihrem Berufsfeld[66] eine Ausnahmeerscheinung. Mehrfach erwähnt sie, dass sie nicht nur die einzige Journalistin, sondern die einzige Frau überhaupt bei Terminen war, zum Beispiel bei der Ankunft des neuen französischen Botschafters in Berlin:

> *„22. Sept. 31 War um 8.37 am Bahnhof Friedrichstr. – Aus dem Nordexpress stieg ein elg. Herr in grau. Grau von den Gamaschen bis zum im selben Zug mitgebrachten französischen Auto. Vor dem Waggon stand eine kleine Menge eleganter Herren in Schwarz. Der Graue war de Margeries Nachfolger, Professor Dr. André Francois-Poncet. Die Schwarzen waren der Chef des Protokolls im AA, Graf Franz von Tattenbach mit seinem ganzen Stabe und sämtliche Mitglieder der franz. Botschaft. Das Weibliche in Schwarz war ich. [...]"*[67]

[57] Hyman, Paula E.: *Gender and the Jewish Family in Modern Europe*. In: Ofer, Dalia/Weitzman, Leonore J. (Hg.): *Women in the Holocaust*, New York 1998, S. 25-38, hier S. 29.

[58] *Bella Fromm Collection, Box 48, Folder 3*; undatiert.

[59] *Bella Fromm Collection, Box 3, Folder 3*, und *Box 7* sowie *Box 48, Folder 3*.

[60] *Bella Fromm Collection, Box 1, Folder 1*. Getippte Notiz auf der Rückseite eines mit "15/9 1931" datierten Blatts.

[61] Vgl. Hausen, Karin: *Die Polarisierung der Geschlechtscharaktere. Eine Spiegelung der Dissoziationen von Erwerbs- und Familienleben*. In: Conze, Werner (Hrsg.): *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neuere Forschungen*. Stuttgart 1976, S. 363-393.

[62] Vgl. Kinnebrock, Susanne: *Frauen und Männer im Journalismus. Eine historische Betrachtung*. In: Thiele, Martina (Hrsg.): *Konkurrierende Wirklichkeiten. Wilfried Scharf zum 60. Geburtstag*. Göttingen, 2005, S.101-132 (10.05.2009 von: http://webdoc.sub.gwdg.de/).

[63] Die politische Bedeutung des Feuilletons wurde lange Zeit unterschätzt. Interessant sind zum Beispiel die Berichte auf den Kulturseiten – oft von Frauen verfasst – vor und während des Ersten Weltkrieges zur Frage des Kriegseinsatzes an der Front und in der Heimat. Dazu liegen bisher keine aufschlussreichen Untersuchungen vor.

[64] Osborn, Max: *Die Frauen in der Literatur und der Presse*, Berlin 1896 (Reihe: *Der Existenzkampf der Frau im modernen Leben. Seine Ziele und Aussichten. Zwanglos erscheinende Hefte*, hg. v. Gustav Dahms), S. 282.

[65] *Bella Fromm Collection, Box 3, Folder 3*.

[66] Bella Fromm selbst erwähnt die Gesellschaftsreporterinnen Thea von Puttkammer als Konkurrentin bei der *Deutschen Allgemeinen Zeitung* sowie ihre Freundin Vera von Huhn, mit der sie regelmäßig in diesem Bereich zusammenarbeitete. Von Huhn nahm sich laut Fromm Ende 1933 das Leben, als sie erfuhr, dass sie wegen jüdischer Vorfahren nicht mehr als Journalistin werde arbeiten dürfen.

[67] *Bella Fromm Collection, Box 1, Folder 1*.

Für den Juli 1933 notiert sie in ihren Aufzeichnungen unter einem im Manuskript eingeklebten Artikel mit der Überschrift „Die Gespräche mit Henderson. Politik am weißen Tisch“[68]. *„Ich war mal wieder die einzige Dame auf einem Herrenabend. Gonny durfte Aufnahmen machen. Am nächsten Tag bestürmte man uns – da kein Journalist und kein Photograph zugelassen waren. Das musste ausgenutzt werden.“* Sie fährt mit einer Anmerkung über Henderson fort: *„Zu Blomberg sagte er: Ich habe mich mit Eurer Bella wieder glänzend unterhalten. Die Frauen sind oft viel verständiger und sehen alles klarer und einfacher an. Wie wärs, Bella als Botschafter in die Lande zu schicken?‘. Blomberg war entzückt, Nadolny beglückt und ich – natürlich stolz.“*

Die Journalistin äußert sich in dieser handschriftlichen Notiz außerdem über Hendersons Besorgnis über Prag bzw. die Tschechoslowakei.[69] In dem Zeitungsbericht über den Besuch des Vorsitzenden der Genfer Abrüstungskonferenz, Sir Arthur Henderson, geht sie nur indirekt auf das brisante politische Debatte über die Tschechoslowakei ein. Henderson habe gesagt, er müsse zunächst in Prag Gespräche führen, bevor er eine Prognose abgeben könne. Seine Unzufriedenheit mit dem Verlauf der bisherigen Verhandlungen in den vorherigen 18 Monaten findet sich jedoch in dem Artikel, eine Information, die sie nach eigenen Angaben dieser persönlichen Unterhaltung mit ihm nach seiner offiziellen Rede verdankte.[70]

Mehrfach erwähnt sie, dass sie nicht nur die einzige Journalistin, sondern die einzige Frau überhaupt bei Terminen war

Neudeutung: Die Immigrantin als Propagandistin und ihr(e) Ghostwriter

Die Biographik – die methodische Erforschung und Beschreibung des Individuums in der Geschichtswissenschaft[71] – hat bisher hauptsächlich den Blick auf männliche Journalisten und politische Journalistinnen[72] gelenkt. Selten richtete sich das Forschungsinteresse auf Journalistinnen im Exil.[73] Nach wie vor gibt es wenige biographische Studien über Jüdinnen im Vorkriegs-Deutschland.

Bella Fromm ist eine der vielen ExilantInnen, die in Deutschland nach 1945 in Vergessenheit gerieten. Zudem repräsentiert sie zwei wenig beachtete Sparten des journalistischen Berufs: den Lokal- und den Gesellschaftsjournalismus. Für beide Gebiete liegt bisher keine Berufsgeschichte vor, genauso wenig wie es eine weibliche Berufsgeschichte des Journalismus gibt.[74]

Originaldokumente im Nachlass – zum Beispiel Briefe von NS-Propagandaminister Joseph Goebbels und Wehrminister Werner von Blomberg[75] oder dem Präsidenten der Reichsvertretung der Deutschen Juden, Leo Baeck[76]– belegen Bella Fromms Nähe und Zugang zu den Entscheidern ihrer Zeit. Die Unterlagen über die Entstehung des Bestsellers *Blood and Banquets*, ihre Artikelserie *Bella among the Nazis* in der Zeitschrift *True Detective*[77] sowie die betreffenden Akten in den National Archives zeigen, wie wertvoll ihre Kontakte und Erinnerungen für ihren persönlichen Neuanfang in den USA waren, aber auch für ihre gegen Nazi-Deutschland Krieg führende

[68] Handschriftlich versehen mit dem Datum „18 July 1933“.

[69] *Bella Fromm Collection, Box 1, Folder 2.* Eine Eintragung dazu findet sich auch in Fromm, *Blood and Banquets*, 1992, S. 121; allerdings taucht dort nicht die Würdigung der Frauen als Gesprächspartnerinnen auf.

[70] Siehe auch: Fromm, *Blood and Banquets*, 1992, S. 121f.

[71] Der Titel des Aufsatzes von Hans Jürgen von Berlepsch steht geradezu programmatisch für einen Trend zur biographischen Forschung seit den 1980-er Jahren, Vgl. Berlepsch, Hans Jürgen von: *Die Wiederkehr des 'wirklichen Menschen' in der Geschichte. Neue biographische Literatur.* In: *Archiv für Sozialgeschichte* 29/1989, S. 488-510.

[72] Vgl. u.a. Görtemaker, Heike B.: *Ein deutsches Leben. Die Geschichte der Margret Boveri 1900-1975.* München 2005; Schwarzer, Alice: *Marion Dönhoff. Ein widerständiges Leben.* München 2002; Harpprecht, Klaus: *Die Gräfin. Marion Dönhoff. Eine Biographie.* Reinbek 2008.

[73] Erika Mann, die mehr Schriftstellerin als Journalistin war, kann hier als frühe Ausnahme gelten. Siehe: Rühe, Irmela von der: *Erika Mann. Eine Biographie.* Frankfurt a.M. 1997; Roggenkamp, Viola: *Erika Mann. Eine jüdische Tochter. Über Erlesenes und Verleugnetes in der Familie Mann-Pringsheim*, Hamburg 2005. Die Grenzgängerinnen zwischen Journalismus und Schriftstellerei oder Politik sind für die biographische Forschung greifbarer, da ihre Werke im Regelfall weniger flüchtige publizistische Erzeugnisse sind. Vgl. zum Überblick über die in jüngster Zeit entstandenen, biografischen Abhandlungen, die journalistische, literarische und politisch-publizistische Arbeit von Frauen reflektieren: Kinnebrock, *Frauen und Männer im Journalismus*, 2005, S.101-132.

[74] Zum Forschungsstand und -auftrag siehe: Klaus, Elisabeth: *Journalist und Journalistin zugleich.* In: *Ariadne. Rauschen im Blätterwald*, Heft 44, Kassel 2003. S. 14-21.

[75] Joseph Goebbels an Wehrminister Werner von Blomberg am 14.12.1933. In: *Bella Fromm Collection, Box 58, Folder 3*;

[76] Brief von Leo Baeck an Mrs. Razowsky. Wie Fußnote 41.

[77] Fromm, Bella: *The Story about Bella Among the Nazis.* In: *True Detective*, New York, 10-teilige Serie, Februar bis November 1942.

Exilheimat waren. Bella Fromm lieferte wie viele Emigranten und Emigrantinnen aus dem nationalsozialistischen Deutschland dem Office of Strategic Services (OSS), der Vorläuferorganisation der CIA, Informationen über namhafte und „ganz normale" Deutsche, meist Einschätzungen, ob sie als „Nazi" einzustufen seien oder nicht. Die Zulieferer – so auch Bella Fromm – verstanden das als Dienst an der neuen Heimat. Berühmtestes Beispiel ist wohl Carl Zuckmayers *Geheimreport*"[78].

Die Flüchtlinge aus Hitler-Deutschland waren gefragte Augenzeugen in den USA. Die Regierung unter US-Präsident Roosevelt setzte eine große Aufklärungsmaschinerie in Gang, um das mehrheitlich isolationistisch gestimmte Volk auf einen Krieg gegen die Nazis einzustimmen. Bella Fromms Buch „*Blood and Banquets*" passte genau in dieses Konzept. Der *New-Times*-Journalist Frederick T. Birchall – die beiden kannten sich aus Berlin – erkannte das. Emery Reves war als Dritter maßgeblich an der Entstehung des Bestsellers beteiligt. Reves war ein Publizist ungarischer Herkunft, der vor den Nationalsozialisten zunächst nach Frankreich und dann über Großbritannien in die USA geflohen war. Reves' Rolle bei der Erstellung und Bearbeitung des Manuskripts für *Blood and Banquets* wirft ein ganz neues Licht auf die Authentizität des publizierten Tagebuchs, denn der politische Journalist hatte bereits bei der Veröffentlichung mindestens zweier umstrittener Werke zum Thema Nazi-Deutschland eine zentrale Rolle gespielt.

Am 3. November 1941 schrieb Reves an Bella Fromm einen Brief, in dem er sich direkt auf seine Zusammenarbeit mit den anderen Autoren bezog: „*Dear Mrs. Fromm: I am sending you enclosed a draft of contract, which is the exact copy of my contracts with Rauschning, Fritz Thyssen, Starhemberg and some others.* [...]"[79] Reves hatte an der Veröffentlichung des Buches *I paid Hitler* von Fritz Thyssen[80] mitgewirkt, einem Großindustriellen, der die NSDAP zunächst unterstützt hatte, sich dann aber vom Regime abgewandt hatte und nach Südfrankreich geflohen war. Auch an der Entstehung des Buches *Gespräche mit Hitler* von Hermann Rauschning, einem deutsch-amerikanischen Musikwissenschaftler und Ex-NSDAP-Politiker, war Reves beteiligt. Bei beiden Büchern ist die Autorenschaft und Authentizität umstritten. Thyssen soll Reves den Inhalt des Buches diktiert haben. Allerdings soll der Industrielle vor der Veröffentlichung nicht das gesamte Werk autorisiert haben, so dass ein Teil aus Reves' Feder stammen könnte. Für Rauschnings Buch sollen zahlreiche Begegnungen und persönliche Gespräche mit Hitler erfunden worden sein.[81] Reves soll ihn mit folgenden Worten ermuntert haben: „Zitation, Zitat, Zitat, Zitat - und nichts weiter."[82]

Wie Rauschning, der wenig Geld hatte zum Zeitpunkt der Entstehung des Buches, war auch Bella Fromm auf der Suche nach einem beruflichen Wirkungsfeld, nachdem sie in New York als Handschuhschneiderin, Serviererin und Sekretärin den Lebensunterhalt für sich und ihren neuen Lebenspartner und späteren Mann, Peter Wollffheim (durch Adoption in den USA Welles[83]) verdient hatte. Über die Artikelserie „Bella among the Nazis", die unter ihrem Namen 1942 erschien,[84] schrieb sie einer Freundin, die Redaktion habe darauf bestanden, dass sie sehr persönliche Dinge erzähle. Sie fügte hinzu: „*Olga, this happened on the very day when I had just but $ 1,45 in my bourse. I signed happily.*"[85] Die Methode, wie die Serie entstehen sollte, wurde schriftlich und im Detail vereinbart: „*In regard to the serial, I believe we should use the same method: namely, my interviewing you, and you consulting your diaries and files*", heißt es unter anderem in

[78] Zuckmayer, Carl: *Geheimreport (Dossiers über deutsche Künstler, Journalisten und Verleger im „Dritten Reich").* Hrsg. von Gunther Nickel und Johanna Schrön. Göttingen 2002.

[79] Emery Reves an Bella Fromm, 3. November 1941. In: *Bella Fromm Collection, Box 11, Folder 3.* Zu dem Buch von Ernst Rüdiger von Starhemberg: *Between Hitler and Mussolini.* London 1942, liegen bisher keine kritischen Untersuchungen vor.

[80] Thyssen, Fritz: *I paid Hitler.* London 1941.

[81] Zu Thyssen vgl.: Treue, Wilhelm/Uebbing, Helmut: *Die Feuer verlöschen nie. August Thyssen-Hütte 1926-1966.* Düsseldorf/Wien 1969. Zu Rauschning vgl.: Hensel, Jürgen/Nordblom, Pia (Hrsg.): *Hermann Rauschning. Materialien und Beiträge zu einer politischen Biographie.* Warschau 2002 (2. Aufl. Osnabrück 2003); Tobias, Fritz: *Auch Fälschungen haben lange Beine. Des Senatspräsidenten Rauschning ‚Gespräche mit Hitler'.* In: Corino, Karl (Hrsg.): *Gefälscht! Betrug in Politik, Literatur, Wissenschaft, Kunst und Musik.* Frankfurt am Main 1990; Schieder, Theodor: *Hermann Rauschnings „Gespräche mit Hitler" als Geschichtsquelle.* Opladen 1972.

[82] Zitiert nach: Malanowski, Wolfgang: *Zitat, Zitat, Zitat, und nichts weiter. Über den Streit um Rauschnings „Gespräche mit Hitler".* In: *Der Spiegel,* 37/1985, S. 92-99, hier S. 98.

[83] Einige in die USA emigrierte Juden und Jüdinnen ließen sich adoptieren, um einen weniger jüdisch klingenden Namen führen zu können.

[84] Brief von Bill Gilham, *True Detective Mysteries,* an Bella Fromm vom 13. August 1941. In: *Bella Fromm Collection, Box 13, Folder 1.*

[85] Bella Fromm an Olga Sutro-Manson am 18. Januar 1942. In: *Bella Fromm Collection,* Box 15, Folder 2.

einem Brief der Redaktion an Bella Fromm.[86] Sie lieferte also die Informationen, ein Muttersprachler schrieb, und zwar mit der Maßgabe, dass jede Folge mit einem „moment of excitement"[87], also dem stilistischen Mittel des Cliffhangers, enden müsse.

Blood and Banquets entstand nicht genauso, aber ähnlich: Am 27. Januar 1942 bestätigte der Autor von Broadway-Theaterstücken und Kriminalgeschichten, Lyon Mearson, einen Vertrag, den er mit Emery Reves schloss:

> *„Dear Mr. Reves, I acknowledge receipt of your letter of January 27, reading as follows: ‚Dear Mr. Mearson, I hereby confirm our agreement as follows: You will undertake the editing of Miss Bella Fromm's ‚Berlin Social Diary'. You will re-write the entire text of the book and arrange it so that it will be dramatic reading and in good English. Miss Fromm will naturally be at your disposal during the editorial work. [...]"*[88]

Vereinbart wurde in dem zitierten Vertrag ein Honorar von 500 Dollar.

Ein weiterer Beleg für den schrittweisen Entstehungsprozess von *Blood and Banquets* liefert der Durchschlag eines weiteren Schreibens: „*Mrs Bella Fromm agrees to employ Mrs. Ilse Burr-oughs for the period of eight weeks. Within this time Mrs. Burroughs will take notes from Mrs. Fromm and translate them into English.*"[89] Als Honorar wurden 35 Dollar die Woche vereinbart; mit der Arbeit begonnen werde sollte am 16. November 1942.

Im Nachlass existiert keine deutsche Vorlage für eine Übersetzung oder ein Original-Manuskript von *Blood and Banquets*, sondern lediglich das weit umfangreichere Manuskript auf Deutsch, das in zahlreichen Punkten von den veröffentlichten Darstellungen abweicht. Entscheidende, im Buch oder deutschen Manuskript erwähnte Ereignisse lassen sich als tatsächlich geschehen belegen wie die Bedrohung einer Tee-Gesellschaft in ihrem Haus in Berlin durch SA-Männer[91], die persönliche Intervention des NS-Wehrministers Werner von Blomberg für ihren Verbleib in der Presse-Berufsliste und die Reaktion von Propagandaminister Joseph Goebbels darauf[92] sowie die Denunziation ihres guten Bekannten Herbert Mumm von Schwarzenstein durch Prinzessin Alexandra zu Schaumburg-Lippe.[93] Einige Freundschaften oder Kontakte zu Politikern in der Weimarer Republik lassen sich heute nicht nachweisen.[94]

Obwohl *Blood and Banquets* scheinbar nur von Ereignissen in Deutschland handelt, ist es ohne die US-amerikanischen Entstehungsgeschichte nicht umfassend zu verstehen. Die Inhalte stammen von Bella Fromm – als Erinnerungen, Rekonstruktionen oder Zitate aus einem nicht mehr existierenden Tagbuch. Doch die Wortwahl, Auswahl und Pointierung der Schilderung stammen von Mearson und Reves und sind den US-amerikanischen „war efforts", der Anti-Nazi-Aufklärung und Medienpolitik der Roosevelt-Regierung gegen den Isolationismus zuzurechnen. Bei *Blood and Banquets. A Social Berlin Diary* handelt es sich also eher um die literarische Form Faction (‚a type of historical novel rooted in fact') als um ein authentisches Tagebuch. Das ver-

[86] Wie Fußnote 84.

[87] Ebd.

[88] Lyon Mearson an Emery Reves am 27. Januar 1942. In: *Bella Fromm Collection, Box 11, Folder 3.*

[89] Undatiertes Schreiben. In: *Bella Fromm Collection, Box 11, Folder 3.*

[90] Bei dem gebundenen Manuskript in Box 61 der Bella-Fromm-Collection handelt es sich um eine für ein kleines interessiertes Publikum vervielfältigte Übersetzung von *Blood and Banquets*, die der Deutsche Arno Emmerich 1948 im Auftrag von Freunden Bella Fromms vorgenommen hatte. Siehe: Brief Arno Emmerichs an Bella Fromm. In: *Bella Fromm Collection, Box 58, Folder 6.*

[91] Brief Adolf Hitlers an Vize-Kanzler Franz von Papen in dieser Angelegenheit vom 29. März 1933. In: Bundesarchiv, R43/II/1263 (Reichskanzlei). Siehe *Fromm, Blood and Banquets*, 1992, S. 83ff.

[92] Siehe Fußnoten 21 bis 25.

[93] Herbert Mumm von Schwarzenstein war ein enger Vertrauter Bella Fromms. Um ihn nicht weiter zu gefährden, erhielt er in *Blood and Banquets* den Tarnnamen „Rolf". Am 23. Februar 1943 wurde er verhaftet, gut zwei Jahre später vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt und im Zuchthaus in Brandenburg an der Havel am 20. April 1945 hingerichtet. (Quelle: Broschüre des Auswärtigen Amtes: *Zum Gedenken an die Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus aus den Reihen des Auswärtigen Dienstes und die Kollegen, die nach 1945 in Ausübung ihres Dienstes ihr Leben verloren haben. Mit einem Vorwort von Joschka Fischer, Minister des Auswärtigen.* Berlin 19. Juli 2000). Zur Denunziation siehe: Abschrift der Eidesstattlichen Erklärung von Alexandra Prinzessin F. Chr. zu Schaumburg Lippe vom 29. Oktober 1933 und vom 3. November 1933 (Aufzeichnungen über den Vorfall Herr von Mumm). Die Prinzessin erklärt darin, dass Mumm sich immer gegen die Regierung ausgesprochen habe. R43/II/893c (Reichskanzlei). In Absprache mit dem Auswärtigen Amt wurde die Entsendung Mumms in die Belgrader Botschaft „strafweise aufgehoben". Er stand danach weiter unter Beobachtung und wurde nicht mehr befördert.

[94] Zweifelhaft bleibt zum Beispiel die in *Blood and Banquets* (1992, S. 12) geschilderte sehr vertraute Nähe zu Walther Rathenau, deutscher Außenminister von 1918 bis 1922.

[95] Vgl. Turner, Henry Ashley: *Two Dubious Third Reich Diaries*. In: *Central European History*, Vol. 33, No.

ändert den Charakter des Buches als historische Quelle entscheidend.[95] Die (Augen-)Zeugenschaft Bella Fromms stellt es aber nicht infrage. Sie selbst schreibt über die Bearbeitung:

> *„After I came to N.Y. Sept. 1938 – started to bring my loose leave diaries again in the right order. Most of my notices I tried to retype and mixed them with the originals. When I compiled Bl. & Banquets – originals and retypes became a mess, because of the many corrections I was to add or to make. Bella Fromm"*[96]

Fazit

Wie es wirklich war, wollen Sie wissen. Sie werden es nie erfahren. Niemand wird es je erfahren. Niemand wird es sich vorstellen können, der nicht Ähnliches erlebt hat."[97] Dieses Zitat der Exilantin Charlotte Beradt ist angesichts einer im Entstehen begriffenen Biographie gleichzeitig Mahnung und Ansporn. Das Bewusstsein darüber, dass die Konstruktionsaufgabe der Historikerin zufällt, verpflichtet zum Zweifel an jeder möglichen Auslegung. Mithilfe konkurrierender Interpretationen können historische Kontexte, in die die Biographie eingewoben ist, sichtbar gemacht werden.

Kein Leben lässt sich als „eine einzigartige und für sich selbst ausreichende Abfolge aufeinander folgender Ereignisse [...] begreifen".[98] Die Gefahr der biographischen Illusion – dass allein durch die Narration eine kohärente biographische Darstellung entsteht – bleibt trotzdem bestehen. Allerdings wird sie durch die konsequente Quellenkritik minimiert, die im Fall der Fromm-Biographie der Tatsache Rechnung trägt, dass verschiedene Darstellungen aus verschiedenen Zeiten über ein Ereignis vorliegen. Ein weiterer Grund für die „gebrochene" Narration liegt in der Annahme, dass die Hauptquelle vorwiegend oder zum Teil auf Erinnerungen beruht und für politische Zwecke geschrieben wurde, die mit dem eigentlichen Geschehen nur mittelbar zu tun hatten.

Bella Fromms Leben böte darüber hinaus ausreichend Stoff für ein linear und kohärent erzähltes Drehbuch mit dramaturgischen Höhepunkten:

Vergleichbar: das Exilantinnenschicksal *Die Engel weinen* – ein Film über die Härten des Neuanfangs in New York, über eine der vielen Frauen in dieser dramatischen Situation, die versuchen zu überleben und zu reüssieren.

Besonders: die Gesellschaftsreporterin am Puls der Macht. *Bella hier, Bella da* – ein Film über die rasende Gesellschaftsreporterin im Berlin der späten 20er/frühen 30er Jahre.

Neudeutung: die entschlossene Neu-Amerikanerin. *Fighting the Nazis – eine jüdische Berliner Journalistin kämpft im Exil aktiv gegen ihre Verfolger*, kein Opfer, sondern eine tatkräftige und handlungsfähige Figur in den USA der Roosevelt-Ära.

Die fiktive Darstellungsform muss eine „Story" erzählen, die ein zeitgenössisches Publikum ihr als glaubwürdig „abkauft".

Das Ziel einer wissenschaftlichen Biographie ist es jedoch, verschiedene biographische Stränge zu erkennen, zu entwirren sowie vernetzt und transparent wieder zusammenzufügen. Vernetzt heißt, die Biographie in ein zeitgenössisches sozioökonomisches Streckennetz[100] einzubinden, was in Bella Fromms Fall bedeutet, sie aus der von den Nationalsozialisten erdachten diskriminierenden Eingruppierung der Juden als Opfer herauszulösen und ihr ihren tatsächlichen Platz in der Geschichte zu geben. Nur die biographische Methode kann den einzelnen Menschen wieder herausstellen, um dann auf Basis der Gesamtschau fundiert aufgearbeiteter biographischer Zeugnisse eine historische und soziologische Analyse zu ermöglichen. Transparent heißt, die Entstehungsgeschichte der Quellen, die Auslegungen und die Grenzen der Erkenntnisfähigkeit offenzulegen.

Dabei zeigt die vergleichende Herangehensweise, in welch starkem Maße Bella Fromm „Kind ihrer Zeit" war: Die Aufarbeitung eines jüdischen Lebensweges in Deutschland bis 1938[101] sensibilisiert für die Wahrnehmung der Langsamkeit und Uneindeutigkeit der wachsenden Bedrohung, die viele noch hoffen ließ, dass der „Nazi-Spuk" bald vorbei sein werde. Sogar die Nürnberger Gesetze – aus heutiger Sicht selbstverständlich ein Wen-

3/September 2000, S. 415-422.

[96] *Bella Fromm Collection, Box 1, Folder 2.* Die handschriftliche Notiz steht auf einer Karte, die im Manuskript liegt. Es ist möglich, dass Bella Fromm sie erst schrieb, als sie den Nachlass für die Collection sortierte.

[97] Zitiert nach Kreis, Gabriele: *Frauen im Exil. Dichtung und Wirklichkeit.* Düsseldorf 1984, S. 31. Charlotte Beradt war bis 1933 freie Journalistin in Berlin, emigrierte 1939 nach England und 1940 in die USA.

[98] Bourdieu, *Die biographische Illusion*, S. 80.

[99] Droysen, *Grundriß der Historik*, 1974, S. 285.

[100] Bourdieu, *Die biographische Illusion*, S. 80.

[101] Ein Einschnitt ist das Novemberpogrom 1938, nach dem fast alle noch nicht deportierten oder geflüchteten Juden

depunkt in der Geschichte der Juden in Deutschland – ließen sich so deuten, dass sie „die Grundlage für eine dauerhafte, ‚geschützte' Koexistenz" bildeten, „ähnlich der, die die sogenannten Schutzjuden vor der Emanzipation im 19. Jahrhundert kennen gelernt hatten"[102].

Die biographischen Zeugnisse und Dokumente der Netzwerke Bella Fromms ermöglichen detaillierte und konkrete Einblicke in das Leben und Denken der sozialen und religiösen Gruppe, der sie angehörte. Bei aller Individualität ist dieses Leben exemplarisch – in diesem Fall für bürgerliche Juden und Jüdinnen in Deutschland zu Beginn des 20. Jahrhunderts, ihre Reaktionen auf die Bedrohung durch den Nationalsozialismus und ihr Leben im Exil. Die biographische Herangehensweise unter Einbeziehung von Lebenszeugnissen der ZeitgenossInnen ermöglicht somit eine „qualitative Erweiterung der historischen Erkenntnisperspektiven"[103].

Das Besondere an Bella Fromms Leben lässt sich nur vor der Folie ihrer Sozialisation darstellen und macht ihren Nachlass zu einem überaus aufschlussreichen Quellenbestand über den Aufstieg der Nationalsozialisten in der Berliner Gesellschaft. Durch ihre Nähe zu einflussreichen Persönlichkeiten, zu ausländischen Diplomaten und anderen Journalisten und Journalistinnen erkannte sie früh, dass das NS-Regime einen totalen Wandel der Gesellschaft bedeutete. Sie war persönlich durch ihre Religionszugehörigkeit betroffen. Doch nicht nur die Gefahr sensibilisierte sie. Ihre Erziehung und Herkunft im bzw. aus dem jüdischen Bürgertum[104] hatte ihr Selbstverständnis als Bürgerin mit individuellen Freiheits- und persönlichen Entwicklungsrechten geprägt, ohne dass sie das in der Familie tradierte Rollenverständnis grundlegend infrage stellte. Diese Haltung stand im vollkommenen Gegensatz zum Weltbild der Nationalsozialisten, in der das Individuum in der völkischen Ideologie aufzugehen hatte. Das Zerstörerische der Hitler-Diktatur erkannte Fromm frühzeitig und machte dies – als Bildungsbürgerin ganz dem humanistischen Ideal der Wertigkeit des Einzelnen – auch am Missbrauch der deutschen Sprache durch die Nazis fest.[105]

Im Beruf der Gesellschaftsreporterin fügten sich persönliche und gesellschaftliche Entwicklungen zu einer Konstellation, die wie auf Bella Fromm zugeschnitten schien. Ihr täglicher Umgang mit und Zugang zu politisch relevanten Personen als Journalistin war in mehrerer Hinsicht besonders: Sie war eine Frau, hinter der keine politische oder feministische Vereinigung oder Publikation stand, sie gehörte keiner Partei oder Parteiredaktion an, sie vertrat keine Religionsgemeinschaft. Obwohl sie mit und neben den Mächtigen der Weimarer Republik im Rampenlicht stand, fiel sie als Vertreterin eines nach 1945 nicht angesehenen Berufsfeldes im Journalismus durch das Raster des kommunikationshistorischen Forschungsinteresses: keine Feministin, keine politische Feder, keine große publizistische Persönlichkeit und keine Kärrnerin des Berufs, die es aus dem Verborgenen hervorzuheben galt.

Eine Neudeutung von Bella Fromms Leben und Werk ergibt sich aus der quellenkritischen Analyse ihres Bestsellers *Blood and Banquets*. Ein Original-Tagebuch befindet sich nicht im Archiv in Boston. Bei dem mehrere hundert Seiten umfassenden deutschen Manuskript in Tagebuchform handelt es sich entweder um eine Abschrift oder eine Rekonstruktion auf Grundlage von Erinnerungen und gesammelten Zeitungsartikeln oder um eine Mischung aus beidem. Für Letzteres spricht, dass Bella Fromm auch nach der Veröffentlichung des Bestsellers sehr ausführliche Notizen über ihre Beobachtungen machte, die eher journalistischen als privaten Charakter hatten – dass sie also auch in späteren Jahren eine Art professionelles Tagebuch führte. Zudem sind die Angaben in dem deutschen Manuskript so detailliert und offenbar direkt empfunden, dass es unmöglich gewesen wäre, diese im Nachhinein zu erfinden. Allerdings sind die Notizen auf amerikanischem Papierformat getippt – „retyped" wie Fromm selbst schreibt[107] – und ihre Zeitungsartikel sind zum Teil direkt neben den Eintragungen so eingeklebt, das es nicht am Tag des Ereignisses

und Jüdinnen versuchten, Deutschland zu verlassen, weil sie erkannten, dass sie in Deutschland keine Zukunft mehr hatten. Siehe Kaplan, *Der Mut zum Überleben*, 2001, S. 328.

[102] Dippel, *Die große Illusion*, 1997, S. 365.

[103] Medick, Hans: *Entlegene Geschichte? Sozial-Geschichte und Mikro-Historie im Blickfeld der Kulturanthropologie*. In: Matthes, Joachim (Hrsg.): *Zwischen den Kulturen. Die Sozialwissenschaften vor dem Problem des Kulturvergleichs*. Göttingen 1992, S. 167-178. S. 170.

[104] Hatten ihre Großeltern und Elterngeneration noch nach dem gemeinsamen Lebensziel gestrebt, in die bürgerliche Gesellschaft eingelassen und integriert zu werden, war das der Mehrheit der Juden und Jüdinnen in Bella Fromms Generation bereits gelungen. Siehe: Volkov, Shulamit: *Die Verbürgerlichung der Juden in Deutschland. Eigenart und Paradigma*, in: Kocka, Jürgen (Hrsg.): *Bürgertum im 19. Jahrhundert. Band II: Verbürgerlichung, Recht und Politik*. Göttingen 1995, S. 105-133, hier S. 107 und 106. Auf die Grenzen der Akzeptanz der bürgerlichen Gesellschaft weist Volkov in demselben Aufsatz hin, eba., S. 110-113.

[105] Siehe u.a. Fromm, *Blood and Banquets*, 1992, S. 3f.

[106] Vgl. Hömberg, Walter: *Von Kärrnern und Königen. Zur Geschichte journalistischer Berufe*. In: Bobrowsky,

gemacht worden sein kann.[108] In Box 1 des Nachlasses findet sich obenauf im Ordner 2 die handschriftliche Notiz: *„Teil d. Originale eingeheftet. Teils auf Rückseite anderer Sachen abgetippt. Teils waren Bilder drüber geklebt."*[109]

Für die Einordnung einer historischen Quelle ist der Unterschied bedeutend, ob es sich um ein Tagebuch oder um spätere Aufzeichnungen handelt. Zwischen Fakten und Fiktion gibt es, wenn ein erinnerndes Subjekt ins Spiel kommt, keine klare Grenze. Kommt dann noch ein weiteres Subjekt, ein Ghostwriter in einer anderen Sprache, hinzu, verliert der Bericht aus der Vergangenheit seine unmittelbare Aussagekraft über die Zeit des Erlebten und die Wahrnehmung der erinnernden Person. Allein die Wortwahl ist die eines anderen Subjektes, hinzu kommen der Sprachwitz und die Konstruktion, stellenweise die Dramatisierung des Geschilderten. Rekonstruierbar sind auf Grundlage des Buchs *Blood ans Banquets* Hinweise auf Ereignisse und ein Lebensgefühl, das die historische Figur durch ein eigenes Manuskript oder eine Erzählung dem Ghostwriter der Memoiren oder des angeblichen Tagebuchs vermittelt hat. Als historische Quelle für wörtliche Zitate ist es allerdings nicht verwendbar. Aufschlussreiche Rückschlüsse sind jedoch möglich auf die zur Entstehungszeit der Quelle relevanten Kriterien für – in diesem Fall – politische Populärliteratur in den USA zu Kriegszeiten.

Die Vorgehensweise, Bella Fromms Leben nicht nur unter einer Perspektive zu betrachten, sondern die Forschungsfragen dreifach neu zu akzentuieren, dämmt die Gefahr der biographischen Illusion ein. Denn sie zeigt, wie sich die biographierte Person selbst in verschiedenen Lebensabschnitten und auch innerhalb eines Lebensabschnittes selbst unterschiedlich wahrnahm und positionierte bzw. sich selbst neu erfand und biographisch neu konstruierte. In Bella Fromms Fall fand eine Rekonstruktion der eigenen Biographie bereits durch das zeithistorische und in der US-amerikanischen Gegenwart politisch wirksame Tagebuch statt. Während sie in Deutschland nur in sehr begrenztem Rahmen politischen Journalismus im klassischen Sinne betrieb, wurde Bella Fromm in den USA zu einer öffentlichen politischen Figur.

Die Journalistin nahm diese ihr (selbst) zugeschriebene Rolle an und klärte als Vortragsreisende bis zu ihrem Lebensende über die Gefahren des Faschismus und Radikalismus auf. *„Ich wünsche mir nur, dass ich einigen Menschen hier die Augen öffnen kann. Es sind noch so viele, die sich nicht überzeugen lassen, welche Gefahr die Nazis sind. Ich glaube man kann gar nicht genug darüber schreiben, wie es anfing, sich verbreitete, sich weiter einfrass und endlich siegte, dieses schreckliche Nazi-Gift"*, ließ Bella Fromm 1942 ihre Freundin Olga wissen[110]. Und fast 30 Jahre später schrieb sie an ihren Kurator im Howard Gotlieb Archival Center:

„I have seen the Luebke's – the retired President and his wife. I adore her. Both told me on first sight – you have warned us all through the past years – and now we got the Rightwingers. I have spoken to olden times friends now colonels in the German Army – no Nazi's – ‚we are not afraid of the DNP yet about Kommunism.' I jumped at them – reminding them that this was the tenor in 1931 and 32. They are blind and dumb – [...]"[111]

Bella Fromms Äußerung verweist auf die Aktualität ihrer Biographie, die so aufschlussreich ist, weil sie das Alltägliche und Profane des Durchdringens der Gesellschaft mit faschistischem Gedankengut deutlich macht. Ihre genauen Beobachtungen, Aufzeichnungen und Aufklärungsversuche entdämonisieren den Nationalsozialismus, indem sie das andersartige, aber im Charakter schon immer enthaltene Verhaltensspektrum der „ganz normalen" Menschen unter

Die Vorgehensweise, Bella Fromms Leben nicht nur unter einer Perspektive zu betrachten, sondern die Forschungsfragen dreifach neu zu akzentuieren, dämmt die Gefahr der biographischen Illusion ein

Manfred/Langenbucher, Wolfgang R. (Hrsg.): *Wege zur Kommunikationsgeschichte*. München 1987, S. 619-629. Den Begriff der Kärrner führt Hömberg – außer im Titel – auf S. 627 ein.

[107] Siehe Fußnote 105.

[108] *Bella Fromm Collection*, vor allem *Box 1* und *2*.

[109] *Bella Fromm Collection, Box 1, Folder 2.*

[110] Bella Fromm an Olga Sutro-Manson am 18.1.1942. Wie Fußnote 94.

[111] Gemeint ist mit DNP die NPD. Brief an Howard Gotlieb, Gründer und Leiter des Archivs an der Boston University, vom 30. Juli 1969, verfasst im Kurhaus-Hotel Bad Kissingen. In: Korrespondenz zwischen Howard Gotlieb und Bella Fromm. *Internal Papers of the Howard Gotlieb Archival Center.*

diesen besonderen Umständen schildern, und machen ihn damit zum Teil der Geschichte jedermanns. Es waren keine Monster, sondern ihre Freunde, Kollegen und Bekannten, die das Hakenkreuz früher oder später trugen. Die Fortführung dieses Gedankens hat Zygmunt Baumann formuliert: „Der Holocaust wurde inmitten der modernen, rationalen Gesellschaft konzipiert und eingeführt, in einer hochentwickelten Zivilisation und im Umfeld außergewöhnlicher kultureller Leistungen; er muß daher als Problem dieser Gesellschaft, Zivilisation und Kultur betrachtet werden."[112] Bella Fromm ist eine Augenzeugin aus der Mitte dieser Gesellschaft.

Abb1. Bild Bella Fromm - Foto Familie McAffee, Privatbesitz

Nea Matzen (1961)
1988–1995 Studium der Neueren Geschichte sowie Ethnologie und Journalistik an der Carl-von-Ossietzky-Universität in Hamburg. Thema der Magisterarbeit: "Lebenssituationen und Reaktionen. Deutschsprachige Journalistinnen in der Zeit des Nationalsozialismus". Zur Zeit Arbeit an einer Dissertation mit dem Arbeitstitel "Bella Fromm - eine politische Biographie."

[112] Baumann, Zygmunt: *Dialektik der Ordnung. Die Moderne und der Holocaust.* Hamburg 2002, S. 10.

Rezensionen

Günter Bentele: *Objektivität und Glaubwürdigkeit: Medienrealität rekonstruiert.* Herausgegeben und eingeleitet von Stefan Wehmeier, Howard Nothaft und René Seidenglanz. Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaften 2008, 367 Seiten

Habilitationsschriften erscheinen nach erfolgreich abgeschlossenem Verfahren üblicherweise als Monografie und sind damit der Fachöffentlichkeit zugänglich. Das kann bisweilen dauern. Jeder, der Texte verfasst, weiß davon ein Lied zu singen und so mag es nicht weiter verwundern, dass derartige Werke oft erst Jahre später das Licht der Publizität erblicken. Erwähnenswert scheint allerdings, wenn ein derartiges Werk ganze 20 Jahre später erscheint und dann noch gar nicht vom Verfasser selbst herausgegeben, sondern von seinen Schülern publiziert wird.
So geschehen mit der vorliegenden Habilitationsschrift von Günter Bentele. Sie erschien im Mai 2008 aus Anlass seines 60. Geburtstages. Eingereicht wurde sie ursprünglich im Dezember 1988 am Fachbereich Kommunikationswissenschaften der Freien Universität Berlin unter dem Titel „Objektivität und Glaubwürdigkeit von Medien. Eine theoretische und empirische Studie zum Verhältnis von Realität und Medienrealität."

Der leicht veränderte Titel deutet zunächst an, dass die aktuelle Publikation nicht eins zu eins mit dem Original erfolgte: „Gestrichen haben wir den empirischen Teil. Wir sind der Ansicht, dass über 20 Jahre alte Daten aus (West-)Berlin kaum Leser interessieren dürfte" – so einleitend die Herausgeber und dem ist fraglos zuzustimmen. Was geblieben ist, das ist der theoretische Kern der Arbeit, der in der Tat auch heute als lesenswert bezeichnet werden darf. Außerdem weist die Titelmodifikation bereits auf die wissenschaftstheoretische Perspektive eines sog. „Rekonstruktivismus" hin, aus der heraus Bentele bis heute argumentiert.

Einfallsreich und äußerst passend ist in diesem Kontext Teil 1 der vorliegenden Publikation: Howard Nothaft und Stefan Wehmeier führen dem unbefangenen Leser anhand eines fiktiven, moderierten Streitgesprächs zwischen einem Konstruktivisten und einem Rekonstruktivisten vor Augen, worum es dabei eigentlich geht. (Dass dabei das vielfach aufgelegte Interview von Bernhard Pörksen mit Heinz von Foerster ein wenig Pate gestanden haben mag, schmälert die Leistung keineswegs und wird von den Autoren auch mit einer Referenz an Pörksen keineswegs verheimlicht.)

Günter Bentele wird heute in unserer Scientific Community dominant mit Public Relations(PR) assoziiert: Als Inhaber (seit 1994) des ersten PR-Lehrstuhls im deutschsprachigen Raum (an der Universität Leipzig) hat er von dort aus Aktivitäten entfaltet, die sich seither in einer erheblichen Zahl an PR-Publikationen nachvollziehen lassen. Seine nunmehr veröffentlichte Habil-Schrift hat zwar mit PR auf den ersten Blick nichts zu tun, aber sie zeigt konsequent die Entwicklung seines Denkgebäudes auf, das immer schon die Frage nach dem Realitätsgehalt von Kommunikation im Fokus hatte.
Geprägt hat ihn fraglos, dass er sich seinerzeit (in seiner Dissertation bei dem Semiotiker und Kommunikationstheoretiker Ivan Bystfiina) intensiv mit Zeichentheorie beschäftigt hatte und von dort weg genügend Skepsis gegen einen naiven Glauben an die Möglichkeit einer Übereinstimmung von journalistischer Berichterstattung und „tatsächlicher" (außermedialer) Wirklichkeit aufbrachte. Wissenschaftssoziologisch betrachtet, ist die Auseinandersetzung mit der Thematik ebenso kein Zufall: Seit den 1970er Jahren, als sich in vielen (damals: westlichen) Demokratien der öffentlich-rechtliche Rundfunk als Institution zu etablieren begann, wurde eifrig über die Erfüllbarkeit der Objektivitätsnorm diskutiert. Benteles Arbeit passt von daher punktgenau in den damaligen Diskussionskontext.

Doch nun im Detail zu Benteles Habil-Schrift: Was bietet sie uns heute?
Nach einem grundlegenden Problemaufriss zum Verhältnis von Realität und Medienrealität leistet sie zunächst eine kritische Bestandsaufnahme der Objektivitätsdiskussion sowohl in historischer als auch in (kommunikations-)politischer Hinsicht, sie macht Pro- und Contra-Argumente zugänglich, ebenso relevante empirische Studien der Kommunikatorforschung und diskutiert Messmöglichkeiten einer „Textobjektivität".
In einem weiteren ebenso umfangreichen Teil setzt sich Bentele sodann mit der Glaubwürdigkeitsforschung auseinander. Während er die Objektivitätsnorm zentral der Kommunikatorseite zuordnet, sieht er mit der Glaubwürdigkeit der

Medien (sowie mit dem Vertrauen in Medien) die Rezipientenseite im Mittelpunkt seiner Überlegungen. Auch hier handelt es sich um eine Bestandsaufnahme der Forschung zur Medienglaubwürdigkeit, sowohl mit Blick auf die angloamerikanische (Hovland-Studien, Roper-Umfragen) als auch auf die deutsche (Omgus-, Emnid-Studien) Tradition.

In diesem Kontext ist abermals ein Bonus der aktuellen Publikation hervorzuheben: Rene Seidenglanz, einer der Mitherausgeber, der sich in einer laufenden Dissertation bei Günter Bentele mit der Vertrauensthematik auseinandersetzt, stellt mit Blick auf die aktuellere Forschungstradition ein Modell der Zuschreibung von Glaubwürdigkeit vor (S. 52), in dem verschiedene Bezugsobjekte von Medienglaubwürdigkeit herausgearbeitet und zueinander in Beziehung gesetzt werden. Und er wirft auch einen Blick auf den aktuellen Forschungsstand zur Medienglaubwürdigkeit. Dies ist eine gute Ergänzung zum älteren Bentele-Kapitel.

Was Benteles Arbeit aber schließlich zentral leistet – und was ihren Habilitationscharakter eigentlich ausmacht – , das ist der Versuch, einen journalistischen Objektivitätsbegriff zu entwickeln, der zwei Betrachtungsperspektiven von Medienrealität anhand zweier nachrichtentheoretischer Paradigmata zu einer integrierten Theorie verbindet: Die eine ist die vielfach als naiv bezeichnete „realistische" Perspektive (sie taucht auch als Spiegel- oder Abbildmetapher in der Literatur auf), nach der – in zugespitzter Formulierung – Nachrichten die Realität schlicht abbilden. Die andere ist die „konstruktivistische" Perspektive, nach der – ebenfalls zugespitzt formuliert – die Realität, als eine vom Betrachter (Journalisten) unabhängige Größe, überhaupt nicht existiert.

Bentele entwickelt nun – unter Verweis auf die Evolutionäre Erkenntnistheorie im Anschluss an Konrad Lorenz und Rupert Riedl (sowie unter expliziter Bezugnahme auf die dort eingenommene erkenntnistheoretische Position des hypothetischen Realismus) einen „rekonstruktivistischen" Standpunkt: Danach sind Nachrichten zwar infolge der jeweils spezifischen Perspektive des Journalisten, der Selektivität seines Wahrnehmungsprozesses und der (im Gehirn ablaufenden) kognitiven Konstruktionsprozesse niemals imstande, Realität so wiederzugeben, wie sie „ist", aber wir können davon ausgehen, dass es innerhalb einer gewissen Bandbreite sehr wohl real Existierendes gibt, das eben zum Gegenstand der Berichterstattung geworden ist – es wird also grundsätzlich ein mehr oder weniger starker Realitätsbezug von Medienrealität postuliert (S. 305). „Objektivität" gerinnt in diesem Kontext dann zu einem Orientierungssystem für Journalisten, an das sich diese halten sollen, wenn sie uns (die Leser, Hörer, Seher oder Online-User) durch das von ihnen produzierte „Fenster zur Welt" blicken lassen. Nach Bentele besteht dieses Fenster nämlich aus mehr oder weniger klaren bzw. verschmutzten Scheiben – deshalb komme der journalistischen Objektivitätsnorm eine Art „Putzmittelfunktion" (S. 332) zu: Sie hilft dabei, die Scheiben klarer und transparenter zu machen und je mehr das gelingt, desto eher wird es uns möglich sein, diese Welt auch so zu rekonstruieren, wie sie wirklich ist.

Warum also ist diese Publikation von Benteles Arbeit heute noch wertvoll? Ich glaube, v.a. aus drei Gründen:

Zum einen, weil sie eine profunde Diskussion des kommunikationswissenschaftlich bedeutsamen Objektivitätsbegriffes bietet, die ihresgleichen sucht. Ich habe eine Kopie des Originals daher längst (schon vor etwa 15 Jahren) der Bibliothek des Instituts für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft an der Universität Wien einverleibt und Studierende immer wieder darauf verwiesen. Zum anderen weil sie hochabstrakte, anspruchsvolle erkenntnistheoretische Fragestellungen in einer klaren, präzisen Sprache verhandelt und in ihrer Argumentation stets nachvollziehbar bleibt. Dies ist eine für wissenschaftliche Texte keineswegs selbstverständliche Leistung – und es gibt nicht Viele, die dies nahezu so beherrschen, wie Karl Popper (der darin ein Meister war). Schließlich aber auch deshalb, weil sie aus meiner Sicht einem fundierten, kommunikativen Kulturoptimismus das Wort redet, dem ich mich gerne anschließe. Die Botschaft lautet: Es hat Sinn, sich Gedanken über die Qualität der öffentlichen Kommunikation zu machen. Auch wenn uns durch das Fenster der medialen Berichterstattung vielfach nur ein sehr trüber Blick auf die Wirklichkeit geboten wird, so sollen wir die berechtigte Hoffnung auf kompetente „Fensterputzer" zu treffen, doch nicht aufgeben – und natürlich auch nicht die Hoffnung, durch Ausbildung zur Vermehrung solcher „Reinigungskräfte" beizutragen.

Roland Burkart

MANUELA GÜNTER: *Im Vorhof der Kunst. Mediengeschichten der Literatur im 19. Jahrhundert*. Bielfeld: transcript Verlag 2008, 378 Seiten.

„Mediengeschichten" – nicht Mediengeschichte annonciert der Untertitel dieses Buches, einer Kölner literaturwissenschaftlichen Habilitationsschrift. Das leise Bedauern ob dieser gravierenden Differenz schwindet mit der Lektüre rasch, denn tatsächlich zielt die Autorin auf eine „Mediengeschichte der Literatur". Dass sie dabei an zentralen Stellen auf Veröffentlichungen von Eva D. Becker zurückgreift, muss dem Rezensenten erlauben, an ein Buch- und Forschungsprojekt zu erinnern, für das diese Germanistin in den sechziger Jahren gemeinsam mit ihm und Peter Glotz (1939-2005) sowie dem Soziologen Hans Norbert Fügen in München am (damals noch) Institut für Zeitungswissenschaft arbeitete: „Soziologisch orientierte Literaturgeschichte". Übrig geblieben ist davon der „Blindband" (40 Bogen=640 Seiten, 3 Bogen Kunstdruck, Format 15,7 x 23,7, Ladenpreis DM 39,80) des geplanten Buches mit dem Titel „Literarisches Leben 1850-1950", das ein Opfer der auseinanderstrebenden Karrieren des Autorenquartetts wurde. Seitdem ist viel passiert, freilich weniger in unserem Fach, sondern in der sich – zuerst sozialgeschichtlich und dann medienwissenschaftlich (um-)orientierenden, germanistisch-historischen Literaturwissenschaft. Von diesem imponierenden Forschungsertrag zeugt schon das über vierzig Seiten umfassende Literaturverzeichnis dieses Buches – und erst recht seine imponierende inhaltliche Substanz.

Programmatisch und intellektuell anspruchsvoll geht Manuela Günter aus von Walter Benjamins berühmten Essay über „Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit" (1936) und untersucht, ob sich durch die wachsende Bedeutung der periodischen Printmedien und die damit mögliche Abkoppelung vom Buch nicht auch der „Gesamtcharakter von Literatur als Kunst" grundlegend verändert hat. (S.15) So schreibt sie ganze Kapitel der Literaturgeschichte zwischen 1800 und 1900 neu und nebenbei auch noch eine Kommunikationsgeschichte - soweit diese eine Geschichte des literarischen Lebens ist.

Gerade darin ist diese Studie voller überraschender Funde – etwa zum Thema der in Jahrhunderten entstandenen gattungsspezifischen Logik des Briefes (Adressierung, Unordnung, zwanglose Argumentation, Nebeneinander von Themen und Genres, Verständlichkeit, die Möglichkeit der Unterbrechung und Fortsetzung), die bruchlos zu den modernen Periodika führten. Auf diese medienwissenschaftlichen Einsichten für eine Medienlehre Brief wird keine kommunikationswissenschaftliche Medientheorie mehr verzichten können; ebenso findet sich erhellendes zum Medium Buch. Gleiches gilt für eine Theorie der journalistischen Darstellungsformen, für die hier nachgewiesen wird, dass der Brief das „Urbild der Journalprosa" ist, womit die Frühgeschichte des Journalismus wohl nachhaltig bereichert wird. Aufschlussreich auch die Studien zum Werkbegriff, dessen sich zunehmend auch die Journalismusforschung bedient; ebenso lässt sich hier einiges lernen zur Frage eines Kanon Journalismus, den es aufzuspüren gilt jenseits einer massenhaften Standardproduktion – nicht anders als in der Literatur. Nicht wenig verblüffend dürfte auch sein, den Journalisten Theodor Fontane als radikalen Konstruktivisten vorgeführt zu bekommen, wenn dessen autobiographisches Bekenntnis zitiert wird, dass er jahrelang „echter" und ebenso „unechter" Korrespondent aus England gewesen sei („Man nimmt seine Weisheit aus der ‚Times' oder dem ‚Standard' etc., und es bedeutet dabei wenig, ob man den Reproduktionsprozeß in Hampstead-Highgate oder in Steglitz-Friedenau vornimmt.") (S.211) Und schließlich tragen vor allem die ersten Kapitel dazu bei, den Zusammenhang zwischen Geschlecht, Literatur und Medien seit 1800 als einen folgenreich Prozess zu verstehen.

Wie dann der Blick in die (ausufernden, nicht immer lesefreundlichen) Anmerkungen und ins Literaturverzeichnis dringlich deutlich macht, hat diese Germanistin im Sinne einer Synthese zu einem wirklich gewichtigen Thema die reichhaltige Ernte von Jahrzehnten medienwissenschaftlicher, literaturgeschichtlicher Forschung eingebracht. Angesichts der ausgebreiteten Fülle darf bezweifelt werden, dass diese ganzen Arbeiten in unserem Fach bislang ausreichend rezipiert wurden; das lässt sich mit der Lektüre dieses Buches komfortabel nachholen, wobei man einige terminologische Verstiegenheiten, die dem akademischen Ritual der Habilitation nun einmal geschuldet werden müssen, in Kauf nehmen muss. Die gelegentlich zu beobachtende Animosität gegenüber dieser anderen Medienforschung erweist sich einem solchen Werk gegenüber jedenfalls als ebenso kleinkariert wie hochmütig.

Andererseits: auch eine solche ersichtlich hoch gebildete Medienwissenschaftlerin entgeht ihrerseits nicht einer partiellen disziplinären Blindheit. So darf man sich über ihre ausführliche Beschäfti-

gung mit Robert Prutz freuen – und muss betrübt feststellen, dass ihr seine Entdeckung durch Otto Groth schon vor Jahrzehnten anscheinend nicht bekannt ist; ebenso wie wohl auch dessen Monumentalwerk „Unerkannte Kulturmacht", das ihr manche Präzisionen erlaubt hätte. Übersehen hat die Autorin auch das Werk von Rolf-Bernhard Essig über den „Offenen Brief" (2000), mit dem sie ihre originelle Sicht weiter führen könnte. Und noch ein Monitum: viele Nachweise werden über Siglen geführt; die häufiger vorkommende Verschlüsselung „RM" sucht man im Siglenverzeichnis S.335/6 leider vergeblich. Und schließlich bleibt eine Irritation über den Titel; aber das ist vielleicht eine spezifisch österreichische Idiosynkrasie, weil man sich jahrzehntelang vom mächtigsten Manipulator der literarischen und politischen Öffentlichkeit anhören musste, dass sein Blatt, die Krone, sich – in Wahrheit ohnmächtig - nur im „Vorhof der Macht" aufhalte!

Das sind kritische Hinweise, die den aufregenden Gewinn nicht berühren, den die Lektüre dieses Buches einem verschafft: Goethe, Bettina von Arnim, Gottfried Keller, die Kreuzzeitung, der Realismus, die Rundschauzeitschriften, die Marlitt, Fontane usw., usw. als Figuren und Institutionen einer damit in wesentlichen Teilen (endlich geschriebenen) Kommunikationsgeschichte des 19. Jahrhunderts. Gleich wie für Christina von Hodenbergs „Geschichte der westdeutschen Medienöffentlichkeit" (2005) gilt auch für dieses Buch, dass es zur Standardliteratur in der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft werden sollte, auch als Brücke zu einer Medienwissenschaft, die animos zu ignorieren sich niemand leisten kann, der zu den Gebildeten im Fach zählen will.

Wolfgang R. Langenbucher

Michael Mangold / Peter Weibel / Julie Weibel (Hrsg): *Vom Betrachter zum Gestalter. Neue Medien in Museen – Strategien, Beispiele und Perspektiven für die Bildung*. Baden-Baden: Nomos 2007, 201 Seiten.

Hans Ulrich Reck: *Eigensinn der Bilder*. Bildtheorie oder Kunstphilosopie? München: Wilhelm Fink Verlag 2007, 283 Seiten.

Zwei der bekanntesten deutschsprachigen Kunsttheoretiker der letzten Dekaden, Peter Weibel (hier mit Michael Mangold und Julie Woletz vom Zentrum für Kunst und Medientechnologie Karlsruhe) und Hans Ulrich Reck (von der Kunsthochschule für Medien in Köln), setzen sich in sehr unterschiedlichen Publikationen mit den jüngsten Entwicklungen der Künste und ihrer Präsentationen auseinander. Ein Zusammenhang besteht darüber hinaus in den für Weibel und auch Reck nicht untypischen Innovationen, die die beiden Denker und Künstler liefern, in dem sie vermeintlich festgefahrene Auffassungen von Museum, Kunst und Bild irritieren, ja teilweise sogar aufbrechen oder umwerfen wollen

Der von Mangold, Weibel und Woletz herausgegebene Sammelband „Vom Betrachter zum Gestalter" liefert mit seinen 13 Beiträgen sehr praxisnahe Analysen und Konzepte einer Kunstvermittlung im Zeitalter des so genannten Web 2.0. Eingeteilt ist der Band in die Kapitel „Überblick", „Aufgabenstellung und Lösungsperspektiven", „Medienintegrierte (Bildungs-)Konzepte, „Museumskommunikation mit Podcasts und Blogs", „Mobile Medien im musealen Kontext" und „Partizipative Formate". Bereits im einleitenden Beitrag der Herausgebenden wird betont: *„Ob eine Institution zukunftsfähig ist, lässt sich daran erkennen, inwieweit sie in der Lage ist, ihre Aktivitäten vor dem Hintergrund der jeweils aktuellen gesellschaftlichen Situation und der daraus resultierenden Möglichkeiten zu reflektieren und gegebenenfalls Neuerungen umzusetzen."* (S. 13) Die Autoren konstatieren insbesondere jungen Bevölkerungsschichten, also den Kunstkonsumenten von morgen, ganz eigene, unabhängig von Kindergarten, Schule oder Universität entstandene und eingeübte neue Formen von Medienrezeption und auch -produktion etabliert zu haben: *„Die Aufgabe der Bildungsinstitutionen besteht danach gegenwärtig darin, an diese autonom entstandene Medienkultur anzuknüpfen, ihre emanzipatorischen Potenziale zu erkennen und zu nutzen. Dies schließt zugleich die Möglichkeit zur Erweiterung der traditionellen Klientel und somit auch die Erfüllung einer Kernaufgabe aller Bildungsinstitutionen ein."* (S. 14) Damit touchieren die Autoren ein wahrhaft eklatantes Problem, wenn Ausbildende die Auszubildenden nicht mehr an ihren mediatisierten Alltagen abholen können. Exemplarisch wird hier der Bedarf an neuen Lehr- und Lernformen für die Vermittlung von Kunst beschrieben: *„Die Kombination von Neuen Medien und narrativen Vermittlungsstrategien bildet durch den hohen Aufforderungscharakter und die niedrige Hemmschwelle bei bereits bestehender Medienkompetenz einen Lösungshorizont, den Besucher aktiv in den Museumsbesuch einzubinden,*

langfristiges Interesse zu wecken und gleichzeitig Inhalte lerntheoretisch sinnvoll – und nicht zuletzt auch anschaulich und unterhaltsam – zu vermitteln." (S. 16) Doch derartige Ausführungen geben auch dem Universitätsdozenten oder Weiterbildenden an der Abendschule zu denken und scheinen ertragreich transferierbar. Fundamental ist dieses Problem mangelnder Berücksichtigung neuer Formen der Wahrnehmung und Verarbeitung in den Museen, die sich teilweise immer noch im frontalen Belehren oder durch überzogene Einbindung von Internet inklusive Link-Wüsten und unaktualisierten Homepages ergehen: „*Museen arbeiteten bisher im Zeichen der Arche Noah. Sie haben nur wenige Werke auserwählt und wenige gerettet, die Meisterwerke. [...] Kultur wurde zum Inbegriff der Selektion.*" (S. 23) Peter Weibel setzt hier mit der oben erwähnten Revolution an: „*Wir haben zwar nun einen [sic!] Arche Noah, die Platz hat für alle, aber sie ist damit keine Plattform mehr für Auserwählte. Das Bedürfnis einer großen Zahl von Mitgliedern der Gesellschaft, selbst kreativ zu sein, hat nun endlich seine Arche gefunden, allerdings um den Preis, dass diese Arche nicht als Kulturarche gilt, sondern als Amateurarche. Denn Kultur findet weiterhin in den traditionellen Institutionen wie Verlagen und Museen statt. Es entsteht also eine Kluft zwischen Amateurkultur und Feudalkultur.*" (S. 24) Kritisch – wenn auch im Tonfall manchmal etwas leger – betont Weibel die Kehrseite der Möglichkeiten von Publikumseinbindung. Natürlich erlauben neuen Technologien weit mehr als die hinlänglich bekannte Interaktivität in der Kunst „Das Wort ‚user' ist in der Kunst schon lange dagewesen." (S. 25) Doch stehen der Integration neuer Publika eben auch neue Formen der Ausgrenzung und Ausbeutung gegenüber: „*Dann kommen die Arbeiter, die Konsumenten, die auf diese Website gehen, und daran arbeiten – sie bekommen dafür aber nichts bezahlt, im Gegenteil, sie bezahlen auch noch dafür.*" (S. 30) Und dass selbst eine momentane Einbringung oder Teilhabe am Kommunikations- und Produktionsprozess Museum – Weibel spricht in Anlehnung an Marcel Duchamp von Rezipientenkultur – noch lange nicht die Aufnahme in den jeweiligen, weiterhin existierenden Kanon bedeutet, dürfte einleuchten.[1] Schnell wird der besonders aktive neue Prosument ausgerufen, inwieweit dessen Macht reicht und vor allem zukünftig reichen wird, lässt sich an den hier vertretenen exemplarischen Analysen von z.B. digitalem Storytelling (Hans W. Giessen/Werner Schweibenz), Podcasting (Claudia Schallert, Lena Maculan), eGudie (Holger Grewe/Britta Schulze) oder Wikis (Georg Hohmann) zumindest andeutungsweise ablesen. Eine verstärkt und dezidiert kritische Reflexion der neuen, medientechnologischen Möglichkeiten für Kunst und Museum steht noch aus.

Ebenso bemüht um eine zeitgemäße Reflexion, aber aus ganz anderen Startbedingungen heraus, argumentiert Hans Ulrich Reck in seiner Monographie „Eigensinn der Bilder" für die kritische Funktion der Kunst, wohl wissend, das solche Diskurse eine ganze Zeitlang nicht gerade en vogue schienen: „Im Unterschied zu den geläufigen Behauptungen und Verfahren der Bildwissenschaften wird in diesem Buch an der kritischen Funktion der Kunst gegenüber den Medien festgehalten." (S. 17) Reck setzt sich damit einerseits von den neu entstandenen Bildwissenschaften ab, die auch im deutschsprachigen Raum etwa durch Klaus Sachs-Hombach, Tom Holert und vor allem Übersetzungen der Texte von W. J. T. Mitchell zuletzt einen gewissen Boom erlebten und durchaus in Teilen als Aktualisierung der Kunstgeschichte verstanden werden können. Andererseits verunglimpft Reck diese keinesfalls, er erkennt deren Bedeutung an, beruft sich aber in seinem eigenen Verfahren der Reflexion von Bild/Bildlichkeit auf das verändernde und kritische Potenzial und die Ausdehnung der Perspektiven über die Texte hinaus: „Der Eigensinn der Bilder markiert einen Reichtum offener Signifikanten, die über jede Fixierung durch Ort, Zeit und Bedeutung hinaus den poetologischen Prozess der Visualisierung als Problemerfahrung offenhalten." (S. 11) Reck beobachtet sehr genau eine gewisse allgegenwärtige Hysterisierung der Bedeutung der Bilder, wie sie durch neue Medientechnologien gefördert und gefordert (siehe Mangold/Weibel/Woletz) wird: „Nicht was oder warum Bilder sind, sondern in welcher Weise sie als Bilder existieren, gegen sind und wirken, muss erklärt werden." (S. 15)

Durch die Kulmination der Bilder ist ein gewisser

[1] Vgl. zu Diskussionen um Musealisierung, Popkultur und Medienkunst Christoph Jacke / Thomas Meinecke (2008): *Vorübergehende Vergegenwärtigungen in der Popkultur. Ein Gespräch über das Sprechen über und das Erinnern von Pop.* In: Jacke, Christoph / Zierold, Martin (Hrsg.): *Populäre Kultur und soziales Gedächtnis. Theoretische und exemplarische Überlegungen zur dauervergesslichen Erinnerungsmaschine Pop. Siegener Periodicum zur Internationalen Empirischen Literaturwissenschaft.* Heft 24/2, S. 239-256 sowie Siegfried J. Schmidt (2008): *Pop: Die Tyrannei der Authentizität oder die Wonnen Kafkas beim Bügeln.* In: Jacke, Christoph / Zierold, Martin (Hrsg.): Populäre Kultur und soziales Gedächtnis, S. 405-413.

Exitus ihrer Bedeutung zu verspüren, der es dem Reck'schen Eigensinn so schwer macht, sich zu entfalten: „*De- und Re-Hierachisierung hängen zusammen. So auch für diesen Sachverhalt: die Entwertung des Bildes – zumal des moralisch belehrenden oder ‚human bildenden' – in der Entwicklung immer stärker hybridisierter oder ‚verfranster' Künste (Audio, Intermedialität, technische Installationen, Environments etc.) hat als Gegenbewegung bestimmte Funktionen und Optionen des Visuellen eröffnet, das Feld differenziert und nicht zuletzt mit den Bilderfetischen einer totalitären Massenmedienkultur konfrontiert, die Bildermachen als drastisches Gewaltverhältnis erscheinen lässt. So ist im Gegenzug das Bildliche auch gestärkt worden. Und zwar exakt in der Richtung des vorliegenden Buches – als eine verstärkte Suche nach der Resistenz- oder Widerstandskraft des Bildlichen innerhalb der Kunst.*" (S. 11-12) Immer wieder fallen bei Reck Begriffe wie Zersetzung, Widerstandskraft, Qualität des Offenen, die auf seine Betonung einer Re-Etablierung der befruchtend irritierenden Art von Bildern hinweisen. Dazu arbeitet sich der Medienkunsttheoretiker an der Erörterung des Verhältnisses von Kunstgeschichte und Epistemologie der Bilder, Kontexten und Erzeugungsprinzipien von Bildlichkeit, Begründungslinien für die Eigenheit und die Resistenz von Bildern und Perspektiven einer entschiedenen Bildkritik ab. Hinzu kommt ein Theorie-Duett mit Bazon Brock, in dem diskutiert wird, „*inwieweit die Idee der kritischen Künste zu retten oder überhaupt in einer Funktion des Eigensinns zu begründen ist.*" (S. 19) Recks Band ist neben seinem umfassenden Entwurf von 2003 („*Kunst als Medientheorie*") ein weiterer wichtiger Meilenstein in der theoretisierenden Reflexion neuer Entwicklungen in und um Kunst und Theorie. Vielleicht darf man sogar sagen, dass er mit Worten das betreibt, was er für die Bilder verlangt.

Beide Bände liefern bei all ihren unterschiedlichen Ansätzen und Inhalten profunde Einblicke in die Produktion, Distribution, Rezeption und Weiterverarbeitung (hier speziell: Reflexion und Kritik) von Kunst im Hier und Jetzt.

Christoph Jacke

Margreth Lünenborg (Hrsg.): *Politik auf de Boulevard`? Die Neuordnung der Geschlechter in der Politik der Mediengesellschahft. Bielefeld*: transcript Verlag 2000, 328 Seiten.

Zuerst gab es im deutschsprachigen Raum kaum nennenswerte Forschung zur politischen Kommunikation unter Einbeziehung der Geschlechterperspektive. Nun sind fast zeitgleich vier Bände erschienen. Zuerst einer von Christina Holtz-Bacha, „*Warum nicht gleich?*", es folgt ebenfalls von Holtz-Bacha „*Frauen, Politik, Medien*", dann einer von Johanna Dorer, Brigitte Geiger und Regina Köpl „*Politik, Medien, Geschlecht*" und zuletzt jener von Margreth Lünenborg herausgegebene Band „*Politik auf dem Boulevard?*" Der Umstand ist erfreulich, zeigt er doch, dass das Thema politische Kommunikation als Forschungsfeld nicht länger eine männliche Domäne bleiben muss.

Der Band von Margreth Lünenborg geht auf die Fachgruppentagung „*Medien, Öffentlichkeit und Geschlecht*" der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPuK) zurück. Er versammelt 13 Beiträge, die sich zum Ziel gesetzt haben, die Relevanz der Boulevardisierung des Politischen in den Medien und die Folgen für das Geschlechterverhältnis auszuloten. Lünenborg deutet bereits in der Einleitung auf die Ambivalenz hin, die die zunehmende Boulevardisierung politischer Medieninhalte für den Geschlechterdiskurs haben könnte: Einerseits führt diese Entwicklung dazu, dass die damit einhergehende Trivialisierung und Sexualisierung der Medieninhalte Geschlechterstereotypen verstärkt, andererseits – so die Hoffnung – würden populäre Diskurse des Politischen Chancen für eine veränderte Geschlechterordnung mit sich bringen. Neue Themen, Akteur/innen und Narrationen könnten so einen Weg in die politische Öffentlichkeit finden.

Die Annäherung an die Frage erfolgt aus verschiedenen Perspektiven. Die Autor/innen wählen dabei sowohl eine medienspezifische als auch eine historische, interdisziplinäre oder internationale Sichtweise. Das besondere Verdienst des Bandes liegt nicht nur an der neuen Fragestellung, die das Feld der politischen Kommunikation unter Einbeziehung der Geschlechterperspektive bereichert, sondern auch in der unortodoxen Weise, wie auf verschiedenen Ebenen eine Betrachtung der Beziehung von Popularisierung des Politischen und Geschlecht in Angriff genommen wird.

Im ersten Teil des Buches wird das Verhältnis von Geschlecht und Journalismus beleuchtet. Margreth Lünenborg plädiert zunächst dafür, das Politische in Medien nicht auf die politische Berichterstattung zu reduzieren. Vielmehr vertritt sie die

These, dass längst eine Aufhebung der Trennung von informativen und unterhaltenden Medieninhalten vonstatten gegangen ist und dass diese Entwicklung keineswegs automatisch mit Qualitätsverlust gleichzusetzen wäre, da unterhaltende Formate sowohl politische Inhalte, als auch Alltagswissen vermitteln. Gleichzeitig verliert der politische Journalismus (im engeren Sinn) an Bedeutung und Macht, womit sich die Frage nach der Qualität des Journalismus „in toto" neu stellt. Zwei weitere Beiträge dieses Abschnitts zeigen, wie geschlechterstereotyp die öffentliche Diskussion um die Nachfolge der Leitung eines politischen TV-Magazins abläuft (Claudia Riesmeyer und Martina Thiele), und wie die Veränderungen im skandinavischen Mediensystem auf das Geschlechterverhältnis wirken (Tarja Savolainen). Der zweite Teil des Buches widmet sich den politischen Akteur/innen und der politischen Berichterstattung. Diese Beiträge zeigen illustrativ, wie Journalismus, Öffentlichkeitsarbeit und Geschlechterdiskurs miteinander interagieren. Vor allem die mediale Repräsentation von Bundeskanzlerin Angela Merkel sowie deren eigenes Medienmanagement werden kritisch unter die Lupe genommen (Lünenborg et al., Jörg-Uwe Nieland), weiters der französische Präsidentschaftswahlkampf 2007, bei dem mit Segolene Royal erstmals eine Kandidatin eine reale Chance auf das höchste Amt des Landes hatte (Marlene Coulomb-Gully), sowie die PR-Arbeit von französischen Staatspräsidenten und ihren Frauen (Sabine Seggelke).

Besonders hervorzuheben ist der dritte Abschnitt des Buchs mit den Beiträgen von Gabriele Dietze und Andrea Nachtigall. In beiden Aufsätzen geht es um eine intersektionale Betrachtung der politischen Berichterstattung. Dietze analysiert anhand von massenmedialen Visualisierungsstrategien, wie mit „okzidentalistischer Bilderpolitik" eine Hierarchisierung des Eigenen und des Fremden, von Männlichkeit und Weiblichkeit sowie eine Verschränkung dieser Kategorien in Form von Feinabstufungen konstruiert wird. Anhand einiger Beispiele, wie etwa der Fotomontage von Obama als Bin Laden, werden diese hierarchisierenden Konstruktionen veranschaulicht. Ähnliche Visualisierungsstrategien ortet Nachtigall bei ihr Betrachtung von Männlichkeit und medialer Inszenierung des 11. September und des Afghanistan-Krieges.

Ein weiterer Abschnitt des Buchs beschäftigt sich mit der Rezeption politischer Berichterstattung und der Konstruktion von Geschlecht. Die beiden Beiträge (Corinna Peil, Katrin Döveling et al.) verweisen darauf, dass es hier noch eine Menge Forschungsbedarf gibt, will man sich nicht mit Daten der Zuschauerbefragung und -messung zufrieden geben. Mit qualitativen Methoden soll hier Abhilfe geschaffen werden. Last but not least gibt es noch zwei Beiträge aus historischer Perspektive. Martina Thiele zeigt, wie die Politik der NS-Zeit in Unterhaltungsfilmen popularisiert wurde. Und Susanne Kiennebrock zeigt in ihrem sehr lesenswerten Beitrag, wie die Frauenbewegung in politischen Frauenzeitschriften unterschiedliche Akzentuierungen erfahren hat. Sie kommt bei ihrer Analyse zu dem Ergebnis, dass gerade in der Kaiserzeit politische Frauenzeitschriften die Trennung von Information und Unterhaltung praktizierten und die politischen Inhalte vornehmlich aufklärerischen Charakter hatten, während in der Weimarer Republik sich dies in parteiliche, in der NS-Zeit in instruktorische Berichterstattung wandelte.

Der Band zeigt, dass eine Vielfalt von Zugängen zum Thema nicht Beliebigkeit heißen muss, sondern ein spannendes Unterfangen sein kann. Die Mehrzahl der Beiträge führt die aktuelle Gender-Debatte in der Kommunikationswissenschaft wieder ein Stück voran. Alles in allem hat die Herausgeberin Lünenborg einen sehr runden, gut strukturierten, informativen Band vorgelegt, der das Forschungsfeld politische Kommunikation um wichtige Aspekte bereichert.

Johanna Dorer

Ross F. Collins / E. M. Palmegiano (Hrsg.): *The Rise of Western Journalism 1815-1914. Essays on the Press in Australia, Canada, France, Germany, Great Britain and the United States.* Jefferson North Carolina: McFarland & Co Inc 2007, 220 Seiten.

Die Autoren legen die Latte für die Bewertung des Buches von Beginn an hoch: Eine „Pionierstudie" zur Transformation des Journalismus im „goldenen Zeitalter der Presse", dem 19. Jahrhundert, will der Sammelband sein. Dabei wird mit dem Blick auf England, die USA, Frankreich, Deutschland, Kanada und Australien der Untersuchungsraum tatsächlich breiter gefasst als dies normalerweise der Fall ist. Der Anspruch auf eine „Pionierstudie" geht gleichwohl fehl, zumal er für einen Sammelband mit unterschiedlichen Autoren

ohnehin kaum einlösbar ist. Zu verstehen ist der Anspruch vor dem Hintergrund des anglo-amerikanischen Kontextes, in dem das Buch entstanden ist und in dem die Presseentwicklung in Ländern wie Frankreich und Deutschland tatsächlich kaum rezipiert wird. Das bedeutet allerdings auch, dass das Buch aus einer eindeutig anglo-amerikanischen Perspektive geschrieben ist, worin zugleich seine Stärke, aber auch seine Schwäche liegt.

In Vorwort und Einleitung werden die zentralen Interpretationsleitlinien ebenso knapp wie klar skizziert: Breiter Konsens wird dabei schnell darüber zu erzielen sein, dass sich die Presselandschaft und der Journalismus zwischen dem frühen 19. Jahrhundert und dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges radikal verändert hat: Zeitungen, Auflagenzahlen und die Leserschaft vervielfachten sich. Journalismus entwickelte sich von einer (Neben-)Tätigkeit zu einem – mancher Anfeindungen zum Trotz – durchaus attraktiven Beruf. Die Produktion von Zeitungen und Zeitschriften wurde zu einem blühenden und gewinnträchtigen Markt, der, wie andere Märkte auch, zunehmend zu Konzentrationsprozessen tendierte. Einigkeit wird auch darüber zu erzielen sein, dass das 19. Jahrhundert so etwas wie die Geburt der „Vierten Gewalt" erlebte. Ein zentrales Problem des Bandes besteht jedoch darin, dass dieser Prozess mehr oder weniger mit der Modernisierung und dem Ausbau des Pressewesens schlechthin gleichgesetzt wird. Auf diese Weise wird auch davon ausgegangen, dass das Konzept der Vierten Gewalt für den „westlichen Journalismus" per se stand, der dann zum beherrschenden Modell des Journalismus insgesamt wurde. Auf diese Weise suggeriert der Band eine ziemlich eindimensionale Erfolgesgeschichte des Modells einer unabhängigen Presse, das jedoch mit der überwiegenden journalistischen Praxis wenig zu tun hat.

Tatsächlich entwickelte sich die Konzeption der Vierten Gewalt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in England als ein journalistisches Modell, das sich für die Formulierung eines journalistischen Ethos aber auch für den Machtanspruch der Presse in freiheitlichen Gesellschaften eine zentrale Rolle spielt. So ist es durchaus konsequent, dass E.M. Palmegiano seinen Beitrag zur britischen Entwicklung mit „The Fourth Estate": British Journalism in Britain's Century" überschreibt und damit gleichzeitig auch noch einmal die führende Rolle des englischen Journalismus im 19. Jahrhundert unterstreicht. In einem gut lesbaren Aufsatz zeichnet Palmegiano den Aufstieg der englischen Presse und der Journalisten nach, arbeitet die Themenvielfalt, aber auch die Behinderungen der Presse in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts heraus. Er betont zurecht, dass die Zeit zwischen den 1850er und 1880er Jahren die entscheidende Transformationsphase für die Entstehung eines modernen Journalismus in England war. In diese Zeit fiel auch die Entstehung des sogenannten „new journalism", der sich explizit davon distanzierte, das Publikum belehren zu wollen. Schon von den Zeitgenossen wurde diese neue Entwicklung mit dem Begriff des „sensationalism" belegt. Der Journalist und Pressetheoretiker William T. Stead verteidigte den new journalism jedoch ausdrücklich gegen die zeitgenössischen Kritiker, indem er die demokratische Funktion der Presse hervorhob, die ihr durch das Aufdecken von Missständen zukam. Es hätte sich an dieser Stelle angeboten, hier auch noch einmal Steads Bezug auf die Konzeption des „Fourth Estate" hervorzuheben. Denn mit der wachsenden Kommerzialisierung der Presse wurde in der Tat auch deren Macht gestärkt. Mit der gewonnenen finanziellen Stärke konnte sie sich gegenüber direkter Einflussnahme seitens der Politik immer besser behaupten, wurde dadurch aber selbst zu einem Faktor der Politik. Palmegiano beschreibt diesen Prozess, meidet aber den Rückbezug zu dem Konzept, das in der Einleitung letztlich als tragend für den westlichen Journalismus vorgestellt wird und mit dem er seinen Beitrag selbst überschreibt.

Das ist insofern bedauerlich, als über diesen Bezug auch eine stärkere Kohärenz zwischen den Einzelstudien hätte hergestellt werden können. Tatsächlich entwickelte sich, wie die Autoren auch in der Einleitung betonen, der Journalismus in den einzelnen Ländern nicht zuletzt durch Austausch und gegenseitige Beobachtung weiter. Gezeigt wird dies in den Einzelstudien allerdings nicht. Dies gilt auch für den Beitrag von Carol Sue Humphrey über die USA, wo der Journalismus vermutlich am engsten mit dem englischen in einer Wechselwirkung stand. Der Begriff des „new journalism" tauchte auch hier in den 1880er Jahren auf und stand für vergleichbare Erscheinungsformen wie in England. Mehr noch als im Mutterland der Pressefreiheit entwickelte sich in den USA die Reportage zur journalistischen Königsdisziplin, die im so genannten „muckraking" des frühen 20. Jahrhunderts ihre größte Blüte erlebte. Mit enorm aufwendigen Recherchen, viel Zeit und entsprechenden finanziellen Ressourcen ausgestattet, setzten hier findige Reporter mit der

Unterstützung ihrer Verleger journalistische Maßstäbe, die für das Leitbild einer unabhängigen und engagierten Presse bis heute ihre Gültigkeit nicht verloren haben. Wie in England schuf auch in den USA der kommerzielle Erfolg der Zeitungen und Zeitschriften die Grundlage für die wachsende Macht und die Ausdifferenzierung des Journalismus mit ihren positiven und problematischen Aspekten. Palmegiano und Humphrey beschreiben diese Entwicklungen jeweils für England und die USA, halten sich mit tiefergreifenden Analysen jedoch sehr zurück.

Mit besonderem Interesse liest man die Beiträge von Rod Kirkpatrick zu Australien und David Spencer zu Kanada. Unverkennbar ist in beiden Fällen der anglo-amerikanische Einfluss. England beziehungsweise die USA waren die zentralen Bezugspunkte sowohl für den Journalismus als auch für die Herkunft der Nachrichten. Trotz der vergleichsweise geringen Verbreitung und Auflagen besaß die Presse in Australien und in Kanada von Beginn an einen völlig anderen Standard als die Presse in anderen Kolonien. Nicht zuletzt galt dies für den Umgang mit Nachrichten, deren Übermittlung gerade für die weiträumigen Gebiete Australiens und Kanadas eine wichtige Rolle spielte – etwa im Zusammenhang mit Informationen über Goldfunde. In gewisser Weise schufen die Zeitungen hier überhaupt erst einen gemeinsamen Kommunikationsraum. Zwar dauerte es auch hier eine Weile bis sich die Zeitungen, auch gegen die Regierungen, ihren Platz erkämpft hatten. Grundsätzlich aber profitierte die Presse in Australien und Kanada ganz unverkennbar von den Standards, die sich in England und den USA entwickelt hatten. Das Argument von der expandierenden Kraft des „westlichen" Journalismus lässt sich somit für den erweiterten anglo-amerikanischen Kulturkreis gut nachvollziehen.

Problematischer ist in dieser Hinsicht jedoch der Blick auf Frankreich und Deutschland, wo sich die journalistische Entwicklung von den anglo-amerikanischen Ländern durchaus erheblich unterschied. Ross F. Collins betont in seinem Beitrag zu Frankreich zwar die besondere Nähe von Journalismus und Politik, verkennt dabei aber, dass es zunächst einmal nicht um eine „verräterische Zusammenarbeit" zweier unterschiedlicher Gruppen ging, sondern um deren Einheit. Wenn Collins etwa die besondere Rolle der „Journalisten" in den Revolutionen von 1830 und 1848 hervorhebt, unterschlägt er dabei, dass diese „Journalisten" sich eben nicht als Vertreter einer unabhängigen „Vierten Gewalt" verstanden – zumal diese Konzeption selbst in England um diese Zeit noch nicht formuliert war – sondern als künftige Vertreter der ersten oder zweiten Gewalt, also der Legislative oder der Exekutive. Anders als in England oder den USA, wo sich jeweils ein relativ stabiles bipolares Parteiensystem herausgebildet hatte, das entsprechenden Raum für eine eigenständige Presseentwicklung ließ, blieb in Frankreich das Parteiensystem über das gesamte 19. Jahrhundert hinweg in ständiger Bewegung. Zeitungen bildeten hier eine wichtige Grundlage der politischen Selbstorganisation, ein Prozess in den die Journalisten und Zeitungsbesitzer unmittelbar eingebunden blieben. Systemtheoretisch ausgedrückt ließe sich formulieren, dass die Systeme Politik und Massenmedien eben noch nicht getrennt, sondern symbiotisch mit einander verbunden waren. Hier hätte sich fragen lassen, inwieweit diese Art des Journalismus als Variante eines „westlichen" Journalismus zu sehen oder doch eher ein anglo-amerikanisches von einem französischen oder kontinentaleuropäischen Modell zu unterscheiden wäre.

Dieser Einwand ändert allerdings nichts daran, dass der Beitrag von Collins ansonsten einen guten und informativen Überblick über die französische Entwicklung gibt. Dies lässt sich von dem Aufsatz von Ulf Jonas Bjork zu Deutschland allerdings nur mit größeren Einschränkungen sagen. Schon bei der Literaturliste fällt auf, dass sie kaum auf dem neuesten Stand ist, dafür aber ein Buch von Hans A. Münster aus dem Jahr 1941 enthält, der seine wissenschaftliche Karriere im Wesentlichen in der NS-Zeit gemacht und für Himmlers Sicherheitsdienst (SD) gearbeitet hat. Zudem unterlaufen Bjork immer wieder Fehleinschätzungen, wie die von der Bedeutungslosigkeit der katholischen Presse oder die nicht auszurottende Legende von den „unpolitischen Generalanzeigern". Für den deutschen Leser des Buches ist dies insofern nicht so dramatisch, als er den Band am wenigsten zur Lektüre des Beitrage zu Deutschland heranziehen wird. So findet er stattdessen insgesamt gesehen sehr brauchbare Überblicke zur Geschichte der Presse und des Journalismus in England, den USA, Kanada, Australien und – mit Einschränkungen – zu Frankreich. Die Chance, sich etwas tiefergehende Gedanken darüber zu machen, wie sich „westlicher Journalismus" jenseits des anglo-amerikanischen Modells entwickelt hat, verschenkt der Band dagegen leider.

Jörg Requate

Christina Ruhnbro (Hrsg.): *Voices/Pictures. The Story of International Association of Women in Radio and Television.* Stockholm: International Association of Women in Radio and Television 2008, 117 Seiten

Die Geschichte des Journalismus als Frauenberuf ist wenig beforscht und so überrascht es auch nicht, dass wir vergleichsweise wenig über die Berufsorganisationen wissen, in denen frühe Journalistinnen sich sammelten. Deshalb ist es um so erfreulicher, dass sich Christina Ruhnbro, Inge von Bönninghausen und Gundel Krauss Dahl die Mühe gemacht haben, die Geschichte der *International Association of Women in Radio and Television* aufzuschreiben. Aus internationalen Netzwerken heraus entwickelte sich dieser Journalistinnenverband seit 1949 und nahm als *International Association of Radio Women* 1951 Organisationsstrukturen an. Um es gleich vorweg zu nehmen: Bei dem Buch handelt es sich nicht um eine wissenschaftliche Monographie, die theoretisch perspektiviert die Geschichte dieses internationalen Journalistinnenverband aufarbeitet. Vielmehr ist hier die Suche nach relevanten Quellenbeständen beschrieben und aus noch vorhandenen Archivalien eine Organisationsgeschichte der *International Association of Women in Radio and Television* erarbeitet worden. Weiterhin sind in diesem Buch neue Quellen generiert und dokumentiert worden: Zentrale Funktionärinnen (vor allem Präsidentinnen) und Aktivistinnen schauen auf ihre Amtszeiten zurück und die zentralen Fragen, die sie damals beschäftigten. Auf diese Art und Weise sind über 60 Jahre Engagement für die Gleichstellung von Frauen, für eine verbesserte Medienausbildung und schließlich für die Pressefreiheit dokumentiert, das sonst sehr schnell in Vergessenheit geraten könnte.

Susanne Kinnebrock

Marianne Lunzer-Lindhausen zum 90. Geburtstag

Marianne Lunzer-Lindhausen, die Doyenne und langjährige Vorständin des Instituts für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien, beging am 22. Juli 2009 ihren 90. Geburtstag. Sie begann ihre wissenschaftliche Karriere nach dem Studium der Germanistik und der Promotion zur Doktorin der Philosophie im Wintersemester 1942/43. Am gerade eröffneten Institut für Zeitungswissenschaft der Universität Wien wurde sie als „Verwalterin einer Assistentenstelle" angestellt. Als der damalige Institutsvorstand, a. o. Univ. Prof. Dr. Karl Kurth, 1944 zur Deutschen Wehrmacht einberufen wurde, betraute er Marianne Lunzer-Lindhausen mit der stellvertretenden Leitung des Instituts. 1954 erwarb Lunzer die Venia legendi für Zeitungswissenschaft. 1965 wurde sie für ihre wissenschaftlichen Leistungen mit dem Theodor-Körner-Förderungspreis ausgezeichnet. Ende 1981 übernahm sie nach dem Tod von o. Univ. Prof. Dr. Kurt Paupié die Leitung des Instituts. Diese Funktion nahm sie – inzwischen zur tit. O. Univ. Prof. ernannt – bis zu ihrer Emeritierung Anfang 1985 mit großer Verve und Erfolg wahr. Mit ihrem Charisma und unermüdlichem Einsatz gelang es ihr, die Position des Instituts innerhalb der damaligen „Grund- und integrativwissenschaftlichen Fakultät" erheblich zu verbessern.

Diese Skizze ihrer Karriere lässt Marianne Lunzer-Lindhausens Bedeutung für das Wiener Publizistik-Institut schon erahnen. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, als die Schließung des Instituts drohte, wurde Lunzer, die als einzige unbelastete Person am Institut verblieben war, zur prägenden Gestalt. Dank ihres Engagements konnten die Institutsräume in der Hessgasse 7 im I. Wiener Gemeindebezirk der Universität erhalten bleiben. Die zerstörten Institutseinrichtungen wurden wiederhergestellt und ab dem Sommersemester 1946 konnte der Lehrbetrieb wieder kontinuierlich erfolgen.

Lunzer hat in ihrer Lehre das gesamte Spektrum der Medien- und Kommunikationsgeschichte abgedeckt. Ihre Forschungsschwerpunkte umfassten neben Flugblättern der Reformationszeit vor allem Fragen des Parteienjournalismus, der Pressefreiheit, der Medienpolitik, der Zeitschriftenentwicklung, im Speziellen der Frauenzeitschriften sowie der Frau als Leserin. Dabei war es ihr weniger wichtig, nach außen hin präsent zu sein, sondern nach innen zu wirken. Ihre Forschungsergebnisse stellte sie direkt in den Dienst der Lehre. Sie suchte die direkte Kommunikation mit Studierenden. Legendär waren ihre Seminare und Forschungspraktika sowie ganz besonders ihre Dissertationsseminare. Gemäß dieser Haltung erwarb Lunzer ganz besondere Verdienste bei der Betreuung ihrer Dissertantinnen und Dissertanten, insgesamt 230. Dabei förderte sie die individuellen Forschungsinteressen der Doktorandinnen und Doktoranden. Ihre Absolventinnen und Absolventen nehmen Top-Positionen im ORF und in der Qualitätspresse, in Agenturen und Unternehmen ein, sie haben Karriere gemacht und „ihre Frau Professor" nicht vergessen. Im Gegenteil: Viele Kontakte sind nach wie vor aufrecht und regelmäßige Treffen mit „ihren Jungen" legen davon beredtes Zeugnis ab. Marianne Lunzer war nicht nur eine engagierte „Doktormutter", sie ermutigte und unterstützte vehement auch die Karrieren der Nachwuchswissenschafter am Institut.

Es ist Marianne Lunzer-Lindhausen zu danken, dass die Medien- und Kommunikationsgeschichte zum unverzichtbaren Bestandteil der Lehre und Forschung am Wiener Institut geworden ist. Ein international sichtbares Zeichen für den Erfolg dieser Bemühungen war die Jahrestagung der *Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft*, die im Jahr 1986 zum Thema „Wege zur Kommunikationsgeschichte" in Wien stattgefunden hat. Mit nahezu 800 Seiten entstand daraus der umfangreichste Berichtsband in der langen Geschichte der DGPuK. Und – an dieser Stelle sei es angemerkt – bei dieser Tagung wurde auch das erste Heft der Zeitschrift *medien & zeit* präsentiert. Die Ausgaben 2 und 3 des Jahrgangs 2009 von *medien & zeit* behandeln Themenfelder, mit denen sich Marianne Lunzer-Lindhausen im Laufe ihrer Karriere besonders gerne beschäftigt hat. Wir widmen ihr diese mit unseren herzlichen Glückwünschen zum Geburtstag.

Wolfgang Duchkowitsch / Hannes Haas,
Wien im September 2009

NEUERSCHEINUNG

Klaus Arnold, Markus Behmer, Bernd Semrad (Hg.)

Kommunikationsgeschichte

Positionen und Werkzeuge.
Ein diskursives Hand- und Lehrbuch

LIT

Klaus Arnold, Markus Behmer, Bernd Semrad (Hg.):

Kommunikationsgeschichte.

Positionen und Werkzeuge. Ein diskursives Hand- und Lehrbuch.

(= Kommunikationsgeschichte Band 26.)
Münster: LIT 2008.

Was sind die Ziele historischer Kommunikationsforschung? Über welche Theorien wird in der Kommunikationsgeschichte diskutiert? Welche Methoden eignen sich für die Erforschung historischer Fragestellungen?
Das Lehr- und Handbuch informiert über den aktuellen theoretischen Diskurs und die zentralen Werkzeuge, die zur historischen Erforschung der öffentlichen Kommunikation und der Fachgeschichte herangezogen werden können. Der thematische Bogen spannt sich von der Kulturwissenschaft und Systemtheorie über Biographismus und Genderforschung bis hin zu quantitativen und qualitativen Analyseverfahren.
Mit Beiträgen von Horst Pöttker, Rainer Gries, Kurt Imhof, Klaus Arnold, Rudolf Stöber, Wolfram Peiser, Wolfgang R. Langenbucher, Susanne Kinnebrock, Edgar Lersch, Jürgen Wilke, Markus Behmer, Christoph Classen, Michael Meyen, Hans Bohrmann, Josef Seethaler, Maria Löblich und Stefanie Averbeck.

464 S., geb., EUR 39,90
ISBN 978-3-8258-1309-3

Bei Unzustellbarkeit bitte zurück an:

medien & zeit

Schopenhauerstraße 32
A-1180 Wien

Erscheinungsort Wien,
Verlagspostamt 1180 Wien,
2. Aufgabepostamt 1010 Wien